



## Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist, aber ...

### Frühjahrsbericht der 1. Vorsitzenden

*Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist; aber den Wald und die Stöcke ausrotten und den Acker zurichten, da will niemand an. M. Luther<sup>1</sup>*

#### Professionell arbeiten in der Pfarrvertretung

Bebauen und ernten wollen wir alle gern. Aufgabe einer beruflichen Vertretung sind aber mehr der Wald und die Stöcke - und auch die Steine im Acker. Das bringt uns bei manchen den Ruf ein, nur die weniger schönen Seiten der Kirche zu sehen und zu beachten. Pflügen aber ist nur sinnvoll, wo sich jemand um Steine, Wurzeln und dergleichen gekümmert hat. Darum gehört dazu: genau hinschauen, Fragen stellen, Verantwortlichkeit und Veränderung einfordern. Ackern.

Sitzungen, dienstrechtliche Beratung, Begleitung von Einzelfällen, Gremien und Arbeitsgruppen in der Landeskirche, der VELKD und EKD und natürlich auch im Verein, Mitarbeit und Stellungnahmen zu Gesetzestexten usw. viel lesen und bearbeiten, diskutieren und schreiben - die Arbeit für die über 3000 PfarrerInnen ist vielfältig und viel ist es auch. Ich bin darum sehr froh, dass wir inzwischen als Vorsitzende wieder zu zweit sind und dass sich seit 1.3.17 Daniel Tenberg mit seiner ganzen Kraft der neuen Aufgabe widmen kann. Zu tun gibt es mehr als genug.

### Wechsel beim Korrespondenzblatt

Das Korrespondenzblatt ist eine wichtige Plattform für Diskussionen und Meinungsbildung in der Pfarrerschaft. In den letzten Jahren hat Martin Ost Stil und Redaktionsarbeit geprägt. Wir haben ihm viel zu verdanken. Nicht zuletzt, weil er bereit war, sich aus dem Ruhestand heraus auf Zeit noch einmal aktivieren zu lassen. Darum an dieser Stelle nochmal vielen Dank für viele gemeinsam Jahre, gute Ideen, kritische Beiträge und sehr viel Arbeit. Lieber Martin, wir werden dich vermissen! Doch nun ist es Zeit für den Wechsel.

Bereits seit einem halben Jahr arbeitet Dr. Christian Weitnauer im Redaktionsteam mit. Mit der nächsten Ausgabe [also mit dieser] wird er die Schriftleitung übernehmen. Wir freuen uns sehr auf weiterhin gute Zusammenarbeit und hoffen, dass Sie alle ihn mit guten Artikeln und Beiträgen unterstützen, schließlich lebt das Blatt von Ihrer Beteiligung.

Unsere Website wird neu gestaltet.

Im Sommer wird sie im neuen Kleid und mit einigen neuen Funktionen unter der alten Adresse zu finden sein. Vielen Dank an Stefan Thumm für den Aufbau und die jahrelange Betreuung der Seite und an Uwe Stenglein-Hektor für das Neu-Design.

## Inhalt

|  |     |
|--|-----|
| ■ Verein   |     |
| Corinna Hektor,<br>Frühjahrsbericht                      | 93  |
| ■ Artikel  |     |
| Dr. Klaus Raschok,<br>In den Raum gestellt (II)          | 102 |
| Dr. Gerhard Wegner,<br>... dafür braucht es<br>Gemeinden | 107 |
| Dr. Christian Weitnauer,<br>Liebe Leserin, lieber Leser  | 114 |
| ■ Ankündigungen  | 114 |

Der Deutsche Pfarrerinnen- und Pfarrertag 2018 kommt nach 26 Jahren wieder nach Bayern. Er wird vom 17. bis 19.9.2018 in Augsburg stattfinden. Die Vorbereitungen laufen. Ich freue mich auf eine spannende Tagung, den Eröffnungsgottesdienst mit Landesbischof Bedford-Strohm und schöne Abende mit vielen guten Gesprächen.

Besonders freue ich mich, dass die Tagung auf Antrag als Fortbildung genehmigt und bezuschusst werden kann.

Es lohnt sich also in jedem Fall, die Zeit schon jetzt einzuplanen.

*Man muss Lehre und Leben unterscheiden. Das Leben ist bei uns ebenso schlimm wie bei den Päpstlichen.* M. Luther

#### Pfarrstellenbesetzungsordnung

Zur Vorbereitung der Überarbeitung wird erhoben, was aus Sicht von DekanInnen, Dienststellen, LKA und Pfarrvertretung zu verändern ist. Auch die Stimme der PfarrerInnen soll dabei nicht zu kurz kommen. Darum können alle, die sich in den letzten 5 Jahren beworben haben, Erfahrungen und Änderungsbedarf möglichst bald, spätestens bis Mitte September, per Mail direkt an die AG im Landeskirchenamt schicken (stephan.seidlmann@elkb.de). Wer eine anonymisierte Form vorzieht, kann seine Mail an info@pfarrerverein.de senden, wir leiten das gerne ohne Namen weiter.

#### Assistenz im Pfarramt

Der Prozess ist offenbar auf einem guten Weg. Wie angekündigt, werden unterschiedliche Modelle erprobt. Die sehr unterschiedlichen Gemeindesituationen kommen so gut in den Blick. Außerdem wurde eine neue Software für große Pfarrämter entwickelt, die offenbar wirklich hilft, wenn man den beträchtlichen Aufwand an Schulung und Einarbeitung auf sich nimmt.

Dies scheint bei allen Projekten ein gemeinsamer Nenner zu sein: was gut funktioniert, kostet. Mehr Stunden, mehr Qualifikation, all das gibt es verständlicherweise nicht zum Nulltarif. Wir meinen, wenn es situationsgerechte, gute Lösungen gibt, ist das gut angelegtes Geld. und wir hoffen sehr,

dass das auch über die Projektphase hinaus gilt, damit guten Ideen und neue Qualifikationen nicht verpuffen.

Die Idee ist im übrigen nicht ganz neu. Im Korrespondenzblatt von 1993 findet sich die Auswertung einer vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Auftrag gegebenen Organisationsanalyse des evangelischen Pfarramtes. Im Fazit heißt es, dass Folgendes zu fordern sei: die optimale Ausstattung des Pfarramtes, eine flexible Verteilung der Geschäftsführung, Modellbüros für Ausbildung und Weiterbildung von Sekretärinnen und eine Straffung des Dienstweges. Offenbar hat sich die Arbeit damals doch gelohnt. Und die Geduld auch.

*Auf dieser Welt muss entweder bald gestorben oder geduldig gelebt werden.* M. Luther

#### Pfarrer und Pfarrerinnen auf Dienstvertrag

Die längst überfällige Neuregelung scheint einen ebenso langen Atem zu brauchen, wie die Urlaubsverordnung. Und ich kann nur versprechen, dass wir auch weiterhin äußerst hartnäckig sein werden. Nach einem ersten Beschluss im Landeskirchenrat, der unserer Argumentation im Grundsatz folgt, hat sich eine Runde der zuständigen Referenten ebenfalls darauf verständigt, dass der politische Wille da ist, auch die PfarrerInnen im privatrechtlichen Dienstverhältnis im aktiven Dienst nach den Tabellen des öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnisses zu bezahlen, inklusive der Zulagen (früher Ortszuschlag) und mit Übernahme der Sozialversicherungsbeiträge. Damit bekämen sie im aktiven Dienst bei gleicher Ausbildung und gleichen Pflichten auch etwa das gleiche Gehalt.

Dem Argument, das Geld dafür sei nicht vorhanden, kann man mit der gültigen Haushaltsordnung begegnen. Die sieht vor, dass jede Stelle im Stellenplan mit dem Geld hinterlegt sein muss, das man auf ihr verdienen kann. Diese Form der Planung nach dem Sicherheitsgedanken führt ja u.a. dazu, dass aktuell im Jahresergebnis im Personalbereich aufgrund von noch nicht erfolgter Durchstufung, Vakanz und berufsgruppenübergreifender Besetzung größere

Überschüsse entstehen. Das Geld ist also da.

Die weitere Arbeit an der entsprechenden rechtlichen Regelung soll im Sommer abgeschlossen werden. Ich gehe daher davon aus, dass wir im Herbst etwas Neues zu berichten haben. Und ich werde nicht locker lassen!

*Die Arbeit sollst du tun, aber nicht dich darauf verlassen, was du ausgerichtetest, als hättest du es selbst zuwege gebracht.* M. Luther

#### Dienstordnungen

Inzwischen gibt es erste Erfahrungen mit dem neuen Instrument - und den oszillierenden 48 Wochenstunden. Die Anfragen und Klagen, die an mich herangetragen wurden, Nachfragen auf den Regi-onaltagungen und die Ergebnisse eines Workshops der Fachabteilung mit Kolleginnen und Kollegen und DekanInnen, lassen sich im Wesentlichen auf folgende Punkte bringen:

1. Es ist überall anders.

In manchen Dekanaten ist der Prozess weit fortgeschritten, anderswo sind Dienstordnungen die Ausnahme. Und auch unter den KollegInnen ist der Wunsch nach einer Dienstordnung sehr unterschiedlich ausgeprägt. Dies ist so lange kein Problem, wie diese Wünsche nicht in einem Team aufeinander prallen. Für die Frage, was dann geschieht, gibt es ebenso wenig eine Lösung, wie für das höchst unterschiedliche Verständnis von Begrenzung.

Sehr unterschiedlich ist auch der Umgang mit den vorgegebenen Zeiten. Hier könnte die objektivierende Wirkung der Maßzahlen stärker genutzt werden, ohne dass dadurch die Freiheit zur Gestaltung eingeschränkt werden müsste.

Ungeklärt bleibt das Verhältnis von auf Person und Stelle zugeschnittener Dienstordnung und Stellenausschreibung.

Erfreulich ist die große Bereitschaft von DekanInnen, die Dienstordnung im Kirchenvorstand zu vertreten.

2. Die Arbeitshilfe

Eine Weiterarbeit an der Ausgestaltung von Time-Table und Arbeitshilfe ist geplant und sehr zu begrüßen. Auf viel Zustimmung

stößt die Ausweisung von allgemeinkirchlichen Aufgaben, auch deshalb, weil sie auf diese Weise im Kirchenvorstand erst sichtbar werden.

Beunruhigend ist, dass einige KollegInnen den Eindruck haben, dass bei der Entlastung oder notwendigen Kürzungen gerade die Dinge wegfallen, die sie gelernt und für die sie PfarrerIn geworden sind. Das hat u.a. damit zu tun, dass sich Vertretungen im Gottesdienstbereich deutlich leichter organisieren lassen, als bei Verwaltungsaufgaben oder Hausmeistertätigkeiten. Umso mehr hat mich gefreut, dass gerade von DekanInnen ein deutliches Plädoyer dafür kam, dass in jeder Dienstordnung und auf jeder Stelle Raum sein muss für etwas, das die StelleninhaberInnen besonders gut können und gern machen, weil sie sich da mit ihren Gaben passend zu Ort und Situation einbringen können. Ein reines Abarbeiten von Notwendigem wäre nicht nur schlecht für die Motivation, sondern würde auch der Aufgabe im Pfarramt nicht gerecht.

Unterstützen möchte ich den Vorstoß einiger DekanInnen, Supervision, kollegiale Beratung, Coaching und andere Formen der Begleitung der Arbeit als Regelform festzuschreiben. Das hätte den Vorteil, dass niemand begründen müsste, warum er/sie so etwas braucht – was ja schon negativ klingt. Die Kosten würden übernommen und der bürokratische Aufwand von Antrag, Genehmigung, Abrechnung und Bericht würde sich minimieren, was den Schreibtischen in den Pfarrämtern ebenso zugute käme wie im Landeskirchenamt.

3. Es gibt keine Lösung für die Frage, wohin mit der Arbeit, die nicht in die 48 Stunden passt.

Die Lösungsansätze, die mir begegnen, reichen von „dann sind es eben mehr“ über „den Rest mache

ich ehrenamtlich“ bis hin zu „dann kürze ich die Zeiten bis es passt“. Es kann aber weder die Aufgabe sein, durch schnelleres Arbeiten eine Vorgabe einzuhalten, noch sollte die Obergrenze einfach ignoriert werden. Schließlich ist die Beschränkung auf 48 Stunden dem Umstand zu verdanken, dass mehr aus arbeitsmedizinischer Sicht nicht zu vertreten wäre. Dabei geht es nicht um eine Stechuhr, sondern um eine Bemessungsgröße für die durchschnittlich von einer bestimmten Person auf einer bestimmten Stelle zu leistende Arbeit. Und die sollte tatsächlich im Jahresmittel bei 48 Stunden liegen. Dienstordnungen, die das umgehen, haben etwas von einer Mogelpackung. Sie verschleiern die Arbeitsmenge. Im Extremfall erhöhen sie den Druck auf die KollegInnen anstatt zu entlasten, weil sie als Anspruch verstanden werden.

Um die Arbeitsmenge einigermaßen nachvollziehen zu können, wäre es sinnvoll, die Arbeitspakete mit ungefährender Zeitbemessung zur Genehmigung mitzuschicken. Das würde deutlich machen, dass die Begrenzung ernst genommen wird ohne jemandem die Möglichkeit zu nehmen, sich dort in besonderer Weise einzubringen, wo er es für nötig hält. Relative Einigkeit besteht dabei in der Einschätzung, dass reguläre Dienstaufgaben Dienst sind und kein Ehrenamt.

Natürlich will niemand anderen Arbeit oder besonderes Engagement verbieten. Aber es bleibt immer ein Balanceakt, wenn Einzelne deutlich mehr machen als vorgesehen. Diese Mehrarbeit wird schnell zur Messlatte – spätestens, wenn andere auf die Stellen kommen. Die Frage, was ein Richtwert soll, wenn sich kaum jemand danach richtet, muss also erlaubt sein.

*...wenn einer hat Schule gehalten ungefähr zehen Jahr, so mag er mit gutem Gewissen davon lassen, denn die Arbeit ist zu groß und man hält sie geringe.* M. Luther

Vakanzen, Krankheitsausfälle, andere Absenzen – und ihre Vertretung

Die Personalabteilung ist zu Recht stolz auf den inzwischen bestehenden Katalog von Unterstützungsmaßnahmen bei Vakanzver-

tretungen. Die Übersicht über die tatsächlich abgerufenen Gelder und ihre Verwendung ist allerdings ernüchternd. 2016 waren es 29 Fälle, insgesamt gut 45 000 €. Bei einer Vakanzquote von ca. 5,6 % im Landesdurchschnitt erscheint das wenig, vor allem, wenn man sich klar macht, dass in der Quote nur freie Stellen erfasst werden, nicht etwa alle längeren Vertretungen.

Für einen besseren Überblick sollten auch längere Krankheitsvertretungen in die Berechnung aufgenommen werden, schließlich müssen auch diese gemacht werden. Doch auch ein Blick in die reine Vakanzauswertung macht deutlich: es sind zu wenig Menschen im System. Außer in den Kirchenkreisen München und Nürnberg liegt die Quote über den als Rotationsvakanz geplanten 3,5%, in Ansbach-Würzburg sogar bei etwas über 8 %. Wenn dann, wie in Wunsiedel, größere Vakanzen sich über 2 Jahre erstrecken, wird die Belastung massiv. Die größten Probleme entstehen dort, wo Vertretung über einen langen Zeitraum geleistet werden muss – oder nach der einen sofort die nächste. Eine Anerkennung der zusätzlich zu leistenden Arbeit wäre ebenso wichtig wie ein Ausgleich dort, wo keine Aufstockungen möglich sind. Nicht nur dort wird der Ruf nach einer spürbaren Anerkennung lauter. Es stellt sich auch die Frage nach einer Vergütung für Kasualien und Gottesdienste – speziell im Ruhestand. An vielen Orten würde ohne die unentgeltlichen Dienste der RuhestandskollegInnen das kirchliche Leben zumindest massiv leiden, im Sommer womöglich zusammenbrechen. Oder man müsste die Aussage von Landesbischof Bedford-Strohm<sup>2</sup>, dass es „Dienstpflicht ist“ seinen Urlaub zu nehmen, deutlich relativieren.

Die Bereitschaft der Ruheständler, sich verplanen zu lassen, nimmt aber ab. Nicht zuletzt, weil viele sich darüber ärgern, dass sie als Dank nichts oder Dinge wie den „Wanderbocksbeutel“ bekommen, statt ein Honorar.

Eine Eingabe mit dem Ziel, dies zu ändern, wurde in der Synode abgelehnt. Dabei gäbe es viele Möglichkeiten. Zulagen für Zeiten besonderer Belastung, Sonderurlaub im Anschluss. Arbeitswis-

senschaftler fordern insbesondere für Menschen über 50 dringend einen Freizeitausgleich unmittelbar nach solchen Zeiten erhöhter Belastung.<sup>3</sup> Auch daran wäre zu denken.

*Die Kirche braucht eine Reformation. Diese Reformation ist aber nicht die Angelegenheit nur des Papstes noch der Kardinale. Es ist eine Angelegenheit der ganzen Christenheit, oder besser, Gottes allein. Nur er weiß die Stunde der Reformation.* M. Luther

#### „Profil und Konzentration“

Was verbirgt sich nun eigentlich hinter PuK, werde ich immer wieder gefragt. Das ist gar nicht so leicht zu beantworten. Auf alle Fälle eine Menge Begeisterung, große Aufbruchstimmung und die Hoffnung, damit alles zurückzulassen, was gerade Probleme, Ärger und Arbeit verursacht. Das ist schön zu sehen.

Schwierig wird es, wenn man nachfragt, wohin es eigentlich gehen soll.

Näher zu den Menschen, aber in Räumen, viel größer gedacht als die bisherigen Gemeinden, in der Fläche bleiben, mit Zielgruppen-gemeinden und ganz neue Formen, Raum für Experimente und Umgestaltung, es gibt viel zu entdecken. PuK ist hier sehr sehr offen – für fast alles. Das hat eine Menge Charme, da findet jeder etwas. So bald man an die Umsetzung denkt, stellen sich allerdings viele Fragen. Wer entscheidet künftig, was ein Raum ist und wer in diesem Raum welche Rolle und welche Aufgabe hat? Wie vertragen sich bisherige Strukturen und Regeln mit der neuen Freiheit?

Als Pfarrvertretung hatten wir bislang wenig Möglichkeiten, uns ausführlich mit dem Papier zu befassen. Wir waren ja in die Entstehung nicht einbezogen und die Sondersitzung der Pfarrerkommision steht noch aus. Einige wichtige Punkte aus unserer bisherigen Diskussion kann ich aber bereits nennen:

Wir haben kein Erkenntnisproblem, sagt das PuK-Papier, sondern ein Umsetzungsproblem. Stimmt. Eigentlich hätten wir es besser wissen können. Mitgliedschaftsstudien, H. Lindners Untersuchungen zur Beteiligung

an Kirchenvorstandswahlen<sup>4</sup>, die Zahlen zum Gottesdienstbesuch, Negativ-Beispiele aus anderen Landeskirchen und die florierende Arbeit so mancher Freikirche – sie alle zeigen: überschaubare, kleine Einheiten funktionieren am besten. Soziologische Literatur stützt diese Erfahrung wissenschaftlich. Auch große Gemeinden haben kaum mehr als 200 ehrenamtlich Mitarbeitende. Das ist die Grenze der Überschaubarkeit und der Möglichkeit, Kontakte zu pflegen. Und das zeigt sich auch in anderen Bereichen. So entsprach der Gottesdienstbesuch meiner knapp über 2 000 Seelen großen Gemeinde in etwa dem einer großen Münchner Innenstadtgemeinde.

Es wäre darum gut gewesen, bei Überlegungen für die Zukunft der Volkskirche die für teuer Geld im Auftrag der EKD erstellte Studie einzubeziehen als Momentaufnahme von Erwartungen, Haltung und Bindungsverhalten unserer Mitglieder. Erst recht da, wo sie über die Jahrzehnte Kontinuität zeigt: bei den zentralen Erwartungen und der ebenso zentralen Rolle des Pfarrers / der Pfarrerin. Sicher: Empirie ist nicht alles, aber eine Strategie, die nur von den persönlichen Einschätzungen der Mitglieder der Projektgruppe und deren Gemeinde- und Leitungserfahrung lebt, auch nicht.

Der in der Vision einer Kirche der Zukunft vorausgesetzte Abschied von der Volkskirche erscheint mir jedenfalls voreilig. Da gebe ich E. Herms recht, wenn er schreibt: Nichts verrät größere Unkenntnis vom Wesen und Auftrag der Kirche, als wenn schwindende Mitgliederzahlen zum Anlass von Gedanken über das Ende der Volkskirche werden.<sup>5</sup> Für mich definiert sie sich weniger über Prozentzahlen als in einer Haltung als Kirche für das Volk. Und was wäre die Alternative?

Zudem habe ich einige Anfragen an das Bild des ewigen Aufbruchs. ‚Semper reformanda‘ ist ja kein Slogan der Reformation, sondern des 20. Jahrhunderts.<sup>6</sup> J. H. Claussen, Kulturbeauftragter des Rates der EKD, sagt „Wer je in irgendeiner Institution Verantwortung getragen hat, weiß, welche administrative, gedankliche und körperliche Anstrengung es kostet, gute Dinge zu bewahren und

Normalität am Leben zu erhalten. Vielleicht reden deshalb viele Verantwortungsträger lieber davon „Zukunft zu gestalten“, irgendetwas „zukunfts-fähig zu machen“ und was der hässlichen Floskeln mehr ist. Eine halbwegs gelingende Normalität, ein geregelter Ablauf ohne Not und Grauen, eine verlässliche Herrschaft des Rechts, eine gute Ordnung – das wäre schon ziemlich viel.“<sup>7</sup> Auch das keine neue Erkenntnis – aber eine wichtige. Normalität ist ein Segen. Luther hat sich gegen alle Schwärmer gewandt, der Täuferrepublik ebenso misstraut wie den Bilderstürmern und der Eventkirche seiner Zeit: den Auftritten des populären Predigers Tetzl. Er wollte eine Veränderung, weg von dem, was damals bestens funktionierte: eine gute Show, Erlösung gegen Cash, weg von vollen Marktplätzen und gut gefüllten Kirchen. Zurück zu dem, was wesentlich ist. Wort und Sakrament. Und gut.

Auf Ordnungen und Strukturen hat er dennoch nicht verzichtet. Die Parochie ebenso geschätzt wie die Unabhängigkeit der Verkündigung und eine wohlbegründete Streitkultur.

*Ohne Verstand, Weisheit und Gesetze können weder Türken noch Tataren leben und haushalten.*

M. Luther

Strukturen sind das, was entsteht, wenn etwas größer wird und länger andauert – was wir bei Kirche ja auch für die Zukunft hoffen. Sie sortieren und vereinfachen, wenn sie gut sind. Ihre Karikatur heißt Bürokratie. Die kennen wir auch. Daran muss man arbeiten, denn ich will bestimmt nicht behaupten, dass an unseren Abläufen und Strukturen alles ideal ist. Aber auch in Veränderungen brauchen wir Nüchternheit, langen Atem, Klarheit und Verfahrenssicherheit.

Wenn PuK umgesetzt wird, werden sich wohl neue Handlungs- und Entscheidungsebenen profilieren. Die mittlere Ebene wird viel stärker werden. Das hat den Vorteil, dass deutlich schneller und unabhängiger entschieden werden kann; wenn es gut geht passend zur Situation am Ort. Es birgt aber auch die Gefahr, dass damit ohne die Kontrolle einer zentralen Regelung und starken Gemeinden

mit festen Stellen DekanInnen und Dekanatsausschüsse entscheiden. In Hannover sind so sehr eigenständige Kirchenkreise entstanden, regelrechte Fürstentümer. Diese Form der Machtkonzentration auf der mittleren Ebene schafft große persönliche Abhängigkeiten.

Aufgefallen ist mir auch, dass bei allem Wunsch nach Neuland gleichzeitig die Präsenz und die Angebote in der Fläche bewahrt werden sollen. Das verspricht mehr und besseres in größeren Dimensionen und mit weniger Menschen. Aber Arbeitskraft, die in neue Formen gesteckt wird, kann nicht gleichzeitig in das fließen, was auch erhalten werden soll. Und neue Projekte, die gleichzeitig das bewältigen sollen, was bisher als Parochie am Ort war, werden nicht genug Luft haben für beides. Der durchgehende Ton einer Abwertung von Ortsgemeinde und bestehenden Formen lässt da eine Richtung vermuten, das Problem löst er nicht.

Gleichzeitig wissen wir, dass die Autoren recht haben, wenn sie konstatieren, dass es nicht einfach so weitergehen kann, weil uns die Ressourcen ausgehen, vor allem die Menschen, die die Arbeit tragen sollen.

*Dieses Leben ist keine Frömmigkeit, sondern ein Fromm-Werden. Keine Gesundheit, sondern ein Gesund-Werden. Kein Wesen, sondern ein Werden. Keine Ruhe, sondern ein Üben. Wir sind es noch nicht; werden es aber.* M. Luther

Aus der Projektgruppe war zu hören, es soll nun ein Diskussionsprozess in den Dekanaten und Gemeinde beginnen. Allerdings soll nicht die Strategie diskutiert werden, sondern deren Umsetzung. Wie die Diskussionsbeiträge oder Ergebnisse dann von wem weiterbearbeitet werden sollen, habe ich leider nicht heraushören können. Insgesamt ist offenbar noch vieles im Fluss. Auch im Papier selbst. „Kirchentheoretisch unterkomplex“ hat es ein Vertreter der Fakultäten in der Diskussion genannt. Das erinnert an seinen geistigen Vorgänger „Kirche der Freiheit“, das man in Bayern mit guten Gründen nicht adaptierte und auf EKD-Ebene heute so auch

nicht mehr machen würde - ebenso wie der Reflex, Kritik mit dem Hinweis zu begegnen, es sei ja nur ein Impuls - und gleichzeitig den Anspruch zu erheben eine umsetzbare Strategie entwickelt zu haben.

Ist das Papier eine Strategie, kann man es auf seine Umsetzbarkeit hin befragen. Wenn es nur ein Impuls ist, sollte das ausgefeilte Konzept noch folgen oder in der angestoßenen Diskussion erst entstehen. Dafür liefert PuK eine Menge Stoff. Doch wer so in den Wald hineinruft, sollte damit rechnen, dass er Antwort bekommt - und dass sich die Erstellung eines Konzeptes noch eine Weile hinzieht. Denn Erfahrungen, Fragen und Einschätzungen werden weit auseinandergehen. Wie nötig ist z. B. eine wenigstens formale Abdeckung in der Fläche und wie essentiell gute Arbeits- und Existenzbedingungen für Gemeinden, Arbeitsbereiche und Mitarbeitende andererseits- notfalls auf Kosten der Fläche? Auch die Frage, wieviel Einheit und wieviel Verschiedenheit diese Kirche braucht und aushält, wird sich nicht auf die Schnelle beantworten lassen.

Gleichzeitig wird mit dem Prozess aber bereits der Aufbruch in eine neue Zeit ausgerufen. „Hier schreibt die Synodalpräsidentin“ ist im Rothenburger Sonntagsblatt zum Synodenbeginn zu lesen. Von der Rhetorik und den Bildern, die sie heraufbeschwört, will ich gar nicht reden. Dass aber bereits vor Diskussion und Beschluss in der Synode und vor einer Veröffentlichung der Ergebnisse alle eventuellen Kritiker als ewig gestrige, Unken und ihr Platz in der Kirche als Sumpf diffamiert werden, verriet eine Menge über Diskussionskultur und Selbstverständnis.<sup>8</sup> Nur zwei Bemerkungen: Es stimmt mich immer misstrauisch, wenn Kritik grundsätzlich ausgeschlossen wird. Mit welchen Bildern auch immer. Wer die Kritiker dabei Echoräumen zuweist, sollte sich aber bewusst sein, dass gerade so eine Haltung einen Echoraum ausmacht. Und wer die biblischen Bilder vom Aufbruch aus Ägypten bemüht, sollte nachlesen, was nach der Euphorie des „jetzt geht's los“ in der Bibel kommt: 40 Jahre Wüste!

Wer gestalten will, braucht einen langen Atem und Geduld. Und wer es innerkirchlich tut, hat dienende Funktion und steht nicht über den Strukturen - auch wenn das manchmal nervt und immer verlangsamt. So ungeduldig ich auch bin, ich habe gelernt als Chance zu sehen, dass Dinge gut bedacht werden, Kritik gewälzt, Probleme erkannt und anerkannt, manches gebessert wird und anderes sehenden Auges in Kauf genommen. Übergänge müssen gestaltet werden, nicht nur verkündet. Wege geklärt werden. Und für alle, die Verantwortung oder gar ihren Beruf und ihr Auskommen in der Kirche haben, muss klar sein, was sie erwarten können - und wie sie ihr Expertenwissen einbringen können.

Ich kann nur sagen: lesen Sie selbst<sup>9</sup> - am besten beides und die leider sträflich vernachlässigte Mitgliedschaftsuntersuchung auch! Im Intranet finden sich die Einbringungsrede und die beschlossenen 5 Punkte und nach einem Gespräch mit dem Planungsbeauftragten erfreulicherweise auch wieder die überarbeitete Vorlage 3 (Stand 19.5.2017). Schön, dass das so schnell geklappt hat. Schade allerdings, dass der Text so gut versteckt ist. Er steht unter Landessynode bei den Dokumenten; mit der Sucheingabe „Landessynode Coburg 2017 Dokumente Profil und Konzentration“ kann man ihn finden bzw. unter <https://www2.elkb.de/intranet/node/13308>. Damit wird hoffentlich künftig auch auf Dekanatssynoden und in Pfarrkapiteln das Projekt mit allen nötigen Unterlagen dargestellt. Bisher wurden leider oft die Papiere nur in Auswahl zitiert, nachlesen war nicht vorgesehen. Die Diskussion fördert das nicht.

Unklar ist auch, welche Rolle dabei eigentlich die Finanzen spielen. Ich hatte mich sehr gefreut zu hören, dass nach Zielen und Theologie gefragt werden soll, nicht nach Einsparmöglichkeiten. Gleichzeitig erlebe ich aber, dass die Diskussionen sehr unter dem Diktat des Sparens stehen.<sup>10</sup>

Fakt ist: Wir haben gute Einnahmen. Wie in den vergangenen Jahren auch. Aber es ist damit zu rechnen, dass sich das in Zukunft ändern könnte. Darum beschränkt die Synode das Haushaltsvolumen

über die Vorsteuerung.

In früheren Jahren hat man stattdessen mit zweckbestimmten Rücklagen und Fonds dafür sorgen wollen, dass der Geldsegen von heute die Kirche auch in Zukunft erhält. FSGtheol, Kirchensanierungsfonds, Pfarrhausanierungsfonds. Davon ist wenig geblieben. Es gibt ja keine Rücklagen mehr. Aber gewirkt haben sie doch. Nicht nur was saniert werden konnte ist ein Segen, sondern auch das Finanzierungssicherungsgesetz – obwohl das Geld kaum verbraucht wurde. Es war ein Signal an den Nachwuchs, dass man Stellen haushaltsunabhängig absichern wollte. Wir brauchen euch – und ihr seid uns etwas wert. Das war gut und es hat gewirkt. Solche Signale wünsche ich mir auch heute. Investitionen für die Zukunft. Denn Investitionen sind es, die Zukunft ermöglichen. Wer dagegen den Eindruck vermittelt, wir hätten kein Geld mehr, macht depressiv – und wirkt angesichts der Kirchensteuereinnahmen unglaublich. Beides hilft uns nicht weiter.

So oder so wird der Prozess im Konzert der aktuell laufenden großen Prozesse und Projekte der Landeskirche Folgen haben, in all seiner Offenheit und Diversität – und hoffentlich auch mit seiner Begeisterung. Landesstellenplanung, Verwaltungsreform, Assistenz im Pfarramt, Miteinander der Berufsgruppen, Pfarrbildprozess, die Umstrukturierung des PSZ, Vorsteuerung und Sparanstrengungen, große Gesetzesvorhaben, um nur einige zu nennen, sie alle binden Kraft und setzen Fakten – oder um in der Sprache von PuK zu bleiben – Strukturen. Ich bin gespannt, was da wem diktieren wird, wo es lang geht auf dem Weg durch die Wüste.

*Die Kirche kann sich nicht wie ein Unternehmen verhalten, das sein Angebot ändert, wenn die Nachfrage nachlässt.* K. Lehmann

Der erste Testfall wird die neue Landesstellenplanung

Die hat inzwischen ganz offiziell begonnen. Am Anfang stand die Auswertung der letzten Landesstellenplanung. Daraus wurde festgehalten, dass Transparenz von Kriterien, Entscheidungen und Ergebnissen ebenso notwendig ist, wie die Beteiligung aller Be-

troffenen bei den Entscheidungen zur Umsetzung auf der mittleren Ebene. Außerdem soll das aktuelle Verhältnis Stellen und Kirchenmitglieder fortgeschrieben werden, so OKR Völkel.

Das sind gute Voraussetzungen, trotzdem wird es schwer werden. Denn Zahlenspiele allein helfen nicht weiter, der berüchtigte „Rasenmäher mit Feinschnitt“ ist an der Grasnarbe angekommen. Um zu bewahren, müssten wir investieren, Zeit, Menschen und auch Geld. Menschen und deren Zeit sind aber knapp. Das hat viel mit den Fehlern der Vergangenheit zu tun und mindestens ebensoviel mit den aktuellen Entwicklungen und der Demografie. Wir werden weniger und wir arbeiten mehr – Haupt- wie Ehrenamtliche. Wir alle haben nur begrenzt Zeit und wir werden in Zukunft nicht mehr alles schaffen. Es wird also notwendig sein, etwas aufzugeben.

Wir wissen, dass kleine Einheiten am besten funktionieren. Dass eine Person nur eine begrenzte Menge an Kontakten verbindlich halten kann. Dass die Zahl der Ehrenamtlichen in absoluten Zahlen weitgehend gleich bleibt – unabhängig von der Gemeindegröße. Je größer die Einheiten werden, desto weniger Menschen werden persönlich gebunden. Andere wandern ab. In die innere Emigration, die geringere Beteiligung – oder die kleinere freie Gemeinde. Wir wissen das – und werden doch mangels Hauptamtlicher die sinnvollen kleinen Einheiten nicht flächendeckend halten können.

Wir wissen auch, dass die gesellschaftsbezogenen Dienste wichtig sind, Gemeinden die notwendige Basis, Projekte unverzichtbar, Schule ein Kernbereich ... die Liste ließe sich beliebig verlängern. Wir brauchen eigentlich mehr, nicht weniger.<sup>11</sup> Aber dafür haben wir keine Strategie und keine Ressourcen, es wird also darum gestritten werden müssen, was bleibt und auf was wir verzichten.

Kleine Einheiten – und der Rest hat Pech gehabt? Kleine Einheiten, aber ohne Hauptamtliche? oder ohne PfarrerInnen? Parochie oder besondere Zielgruppen-Gemeinden? Kleinräumig oder großräumig, mehr oder weniger Stellen für gesellschaftliche Dienste? Stellen dorthin tun, wo es be-

sonders schwer ist Menschen zu überzeugen, oder dorthin wo es so gut läuft, dass die Arbeit kaum zu bewältigen ist? Kleine gewachsene Strukturen bewahren – auf Kosten der anderen? Keine der Alternativen überzeugt wirklich. So steht die Gerechtigkeitsfrage in der Mangelverwaltung gegen das Gefühl, dass es falsch ist, kaputtzusparen oder in andere Strukturen zu überführen, was gut funktioniert.

Unter diesen Voraussetzungen haben die ersten Überlegungen begonnen. In ihnen ist viel von Räumen die Rede, in denen künftig zu denken sei. Das findet sich auch in der aktuellen Literatur. E. Herms verwendet den Begriff um zu zeigen, wie sehr Menschen Beheimatung brauchen, ein Zuhause, gerade in einer Welt, in der „Mobilität rasant gestiegen ist.“<sup>12</sup>

Auch für diejenigen, die in ihnen arbeiten, sollen so Verbindungen geschaffen und Kollegialität gefördert werden. Gute Idee. Es bleibt aber die Frage wie groß so ein Raum sein darf, damit er noch die nötige Beheimatung bietet. Ein Kriterium dafür ist Überblickbarkeit. Man könnte auch sagen, es muss wenigstens noch hallen in dem Raum. Sonst ist der Raum nur das neue Wort für Zusammenlegung, der verschleiert, dass es ein Sparprogramm ist.

In einem Großraum werden sich viele nicht mehr zuhause fühlen und entweder auf Kirche verzichten oder sich in einer Gemeinde ihrer Wahl – oft wohl auch einer kleinen freien Gemeinde – heimisch einrichten. Wer weniger mobil ist, wird das womöglich nicht können. J. Hermelink nennt als wichtigste Leistung der Parochie „die verlässliche, leicht auffindbare Präsenz, die das Wort Gottes in der lokalen Öffentlichkeit hörbar und sichtbar macht.“<sup>13</sup> Das erfordert ein Netz mit nicht allzu großen Maschen.

Und die Hauptamtlichen? Die sollen sich im Raum in multiprofessionalen Teams organisieren. Ob und wie die Zusammenarbeit so gestaltet werden kann, dass dabei tatsächlich weniger Arbeit den Mehraufwand an Vernetzung und Besprechung wett macht, wird sich auch noch weisen müssen. Denn jedes Modell, das auf eine Umverteilung von Arbeit in Teams setzt, wird feststellen, dass die Ar-

beit dadurch nicht weniger wird, dass man sie verschiebt, wenn die Menge der Schultern gleich bleibt oder gar schrumpft. Von den zusätzlichen Stunden für Besprechungen, die das Arbeiten im Team erfordert, wenn es gut werden soll, gar nicht zu reden. Auch die höchst unterschiedlichen Arbeitszeiten könnten künftig eine Rolle spielen, wenn verstärkt berufsgruppenübergreifend ausgeschrieben werden soll.

Das spricht nicht gegen Teams, auch nicht gegen Kooperation. Beides habe ich als sehr bereichernd erlebt. Aber damit das so bleibt, sollten wir uns von der Vorstellung verabschieden, dass es ein Zeitsparmodell ist und so das Problem lösen würde, dass wir mehr Arbeit haben als Menschen. Synergie bedeutet nicht, dass man weniger reinsteckt, sondern dass mehr dabei rauskommt. Ich kenne viele gelingende Beispiele. Kaum eines kommt aber ohne echte Investitionen aus. In Geld - und in Arbeitszeit.

Etwas anderes ist es, wenn man Teams zur Arbeitsentlastung nutzen will. Das erfordert die Begrenzung von Angeboten und Aufgaben, arbeitsteiliges Handeln und Spezialisierung. Darin liegt die Chance, die Arbeitsbedingungen für einzelne so zu gestalten, dass sie tun können, was ihnen liegt - so lange sich andere für den Rest finden. In so einem System könnten sich definierte Arbeitszeit, das Auslagern von Aufgaben und altersgerechte Zuschnitte von Stellen tatsächlich umsetzen lassen.

Doch einige Ideen, wie sich angeblich Effizienz steigern lässt, stimmen mich skeptisch. Die Konzentrierung von Aufgaben auf Einzelne, z.B. Kasual-Agenturen, Spezialisierung und die „Abschaffung von Doppelstrukturen“ (wenn es andere auch machen, die Katholiken z.B., können wir es weglassen'), das Zentralisieren von Funktionen - ich fürchte, das alles könnte einen höheren Preis haben, als auf den ersten Blick ersichtlich.

Der bekannte Basler Soziologe Lucius Burckhardt (1995), der sich vor allem mit dem Design, mit Raumplanung und der Infrastruktur in öffentlichen Räumen befasst hat, beschreibt Folgendes:

„Wir verbringen den Sommer auf dem Land bei Bauern. Der Hof steht einsam, an manchen Tagen sieht man niemanden als den Briefträger, der vormittags die Zeitung bringt. Nun kommt ein Erlass der Postverwaltung: Die Postkunden sind gehalten, zur Rationalisierung der Postverteilung am Rande der Straße Briefkästen aufzustellen. Auch unser Hof beteiligte sich: Wir kauften einen hochmodernen, gelb und schwarz lackierten Doppelbriefkasten und verankerten ihn nahe der Einfahrt am Straßenrand. Seither sind wir von der Information abgeschnitten. Der Hof hat zwar Fernsehen und tägliche Zeitung, aber das sind überlokale Nachrichten, die man hier nur am Rande zur Kenntnis nimmt. Briefe schreiben sich die Bauern keine. Die Nachricht von Hof zu Hof geschah durch das Gerede des Briefträgers, der in die Stube trat und die Zeitung ablieferte. Durch den Briefkasten-Erlass hat die Post eine Leistung abgeschafft, von der sie selber gar keine Kenntnis hatte, die aber auf dem Land gerade die wichtigste war.“<sup>14</sup>

Manches, das schön, effektiv und nützlich aussieht - und sogar seinen Zweck gut erfüllt - erweist sich dennoch als schlechte Idee, weil es anderes verdrängt, das wichtig war. Ein Blick auf die tatsächlichen Verhältnisse ist darum unverzichtbar - und erfordert gründliches Nachdenken und Nachforschen. Es bleibt unvollständig, wenn nicht auch diejenigen gefragt werden, die dort leben und arbeiten. Sie hätten womöglich gewusst, was sie brauchen.

Umso wichtiger erscheint mir für alle Überlegungen und Planungen die Mitgliedschaftsuntersuchungen ebenso einzubeziehen wie biblische Bilder und soziologische Erkenntnisse. Tut man das, so ergibt sich, dass wir tatsächlich in den Augen unserer Mitglieder eine Pfarrerskirche sind. Die PfarrerInnen sind das Gesicht der Kirche, gerade für die freundlich Distanzierten. Nicht leider, sondern Gott sei Dank. Denn das schafft die Nähe und Verbindung nach der viele suchen ohne dafür bereit zu sein wöchentlich einen Gottesdienst oder eine Gruppe zu besuchen oder sich gar persönlich einzubringen. Und PfarrerInnen sind Generalisten. Frei, mit theo-

logischem Sachverstand und seelsorgerlicher Präsenz auf das Ganze und die Details zu schauen, sich zu informieren, Neues zu lernen, im Zweifel eingreifen können oder zumindest qualifiziert mitreden. Menschen, die ihre Gaben einbringen, fähig sind immer wieder Neues zu lernen - und die sichtbar da sind. PfarrerInnen eben, nicht spezialisierte Dienstleister für immer kleinere Ausschnitte. Der manchmal mühsame Alltag gehört da dazu.

Die neutestamentlichen Erzählungen insbesondere in der Apostelgeschichte und den Briefen legen die Vermutung nahe, dass unsere Erfahrung von Volkskirche kein ganz neues Phänomen ist. Auch damals wird von den großen Bekehrungen im Imperfekt erzählt. Und auch damals ist reines Schwärmertum nicht das, was im Alltag Gemeinde trägt. Stattdessen ist Arbeit zu verteilen, werden Strukturen geschaffen und wird gestritten. Das gehört dazu.

Der Charme von PuK ist, dass auf eine Festlegung verzichtet wird. Sicher, es gibt eine klare Tendenz das Bestehende für veraltet und ineffektiv oder wenigstens nicht zukunftsfähig zu erklären, aber bei genauerer Lektüre scheint alles möglich. Ganz offen. So offen, dass sich jeder rauslesen kann, was er gern ausprobieren oder behalten möchte. Schön. Und eine echte Chance für situationsangepasstes Handeln. Nur wer am Ende „jeder“ ist, der entscheiden kann, was am Ort gemacht wird und was nicht, ist noch offen - genau wie die Ressourcenfrage. Da das Denken in Strukturen durch die neue Offenheit ersetzt werden soll, bin ich gespannt auf die Moderation der zu erwartenden Konflikte.

#### Neuer Leiter des Prüfungsamtes

In der letzten Sitzung der Pfarrerkommission hat sich Dr. Günter Riedner vorgestellt. In sein Amt wird er unter anderem die Erfahrungen seiner Zeit als Vater schulpflichtiger Kinder in den USA einbringen. Die Formeln, beim Lernen ein Partner sein, kein Richter' und ‚bei Prüfungen jemanden zeigen lassen, was er kann, nicht beweisen, was er nicht kann', lassen mich gespannt sein auf die lang angekündigten großen Überarbeitungen der Prüfungsordnungen

und die Praxis der Examina.

*Christum predigen ist gar ein schwer und gefährlich Amt. Hätt ich's etwan gewußt, so wollt ich mich nimmermehr dazu hergeben haben, sondern gesagt mit Mose: Sende, wen Du willst!*

M. Luther

Nachwuchs

Es ist gut und wichtig, dass in und von der Landeskirche für das Theologiestudium geworben wird. Die guten Erfahrungen, die im Studiengang Religionspädagogik dem Vernehmen nach mit der Plakataktion gemacht wurden, lassen hoffen, dass sich auch für den Bereich Pfarramt etwas bewegen wird. Wir werden es brauchen.

Zur Illustration ein paar Zahlen: Neu aufgenommen auf die Anwärterliste wurden 19 Personen, damit sind es insgesamt 408. Dazu ab Herbst 14 PfarrverwalterInnen. Die Regelstudienzeit beträgt 12 Semester, dazu die Sprachkurse. Etwa 400 Leute verteilen sich also auf ca. 7 Jahre. Erfahrungsgemäß kommen zwischen der Hälfte und 2/3 der eingeschriebenen irgendwann im Pfarramt an. Damit bleiben wir wohl bei 15-25 VikarInnen pro Halbjahr.

Zum 1.3. haben 26 Personen den Probendienst begonnen. Dafür gehen etwa 55 KollegInnen dieses Jahr in den Ruhestand oder verlassen die Landeskirche. Nächstes Jahr schon über 80, 2020 116, 2029 sogar 263.<sup>15</sup> Der Zugang wird dagegen in etwa bleiben wie bisher. Auch unter Berücksichtigung der zurückgehenden Mitgliederzahlen für den Stellenplan rechnet die Personalprognose mit vielen Vakanzen. 2032 ist mit deutlich über 600 fehlenden Vollzeitäquivalenten zu rechnen, das entspricht mehr als 1/3 der geplanten Stellen.

Dagegen setzen die Landeskirchen und die EKD inzwischen auf Werbung. Gut so. Möge es wirken. Dafür muss die Realität der Werbung aber standhalten.

Dazu kommt, dass wir schon längst mit Werbung der ganz anderen Art zu tun haben. So unangenehm der Gedanke sein mag, es herrscht Konkurrenz und es wird offensiv abgeworben. Die junge Leute sind nicht mehr an eine Landeskirche gebunden. Sie schauen sich um.

Manche suchen ein Examen, das weniger Schrecken birgt als das Ansbacher, andere reagieren auf Freundlichkeit, gefühlte oder tatsächliche Härten und Benachteiligungen - und nicht zuletzt auf Geld und Arbeitsbedingungen. Hessen-Nassau bezahlt deutlich höhere Vikariatsgehälter, Kurhessen ein Stipendium im Studium, die Nordkirche wirbt erfolgreich mit einem leichteren Examen und Hannover mit offensiv freundlichem Auftreten. Der interne Wettbewerb hat längst begonnen. Es geht nicht mehr nur darum für das Studium zu werben, sondern auch für die jeweilige Landeskirche.

Bayern bietet eigentlich verhältnismäßig gute Bedingungen. Damit darf man werben - aber es darf sich dann nicht plötzlich ändern. Die Erfahrungen mit Schreckensnachrichten wie Durchfallquoten, Wartelisten oder Einstellungshürden zeigen, dass sich solche Nachrichten extrem schnell verbreiten und nachhaltig wirken. Leider. Aber auch gute Erfahrungen wirken: Rücksichten bei den Einsatzorten, gute Ausbildung, faires Examen, finanzielle Hilfen und nicht zuletzt ein richtig guter Umgangston. Übergänge lassen sich als Türen gestalten, oder als Hürden. Und das hat, so die Erkenntnis des Pfälzischen Predigerseminars, oft dauerhafte Folgen dafür, ob jemand motiviert und loyal arbeitet oder ein gebrochenes Verhältnis zu seiner Kirche hat. Unter den heutigen Bedingungen auch dafür, bei welcher Landeskirche er/sie bleibt. Für den Umgang mit Werbebotschaften wird ähnliches gelten. Unrealistische Bilder, die wesentliche Bereiche des Berufsalltags ausblenden, sorgen für Frust, wenn die jungen KollegInnen tatsächlich in diesem Alltag ankommen. Gleichzeitig gilt: Wenn wir wirklich für den Pfarrberuf werben wollen, muss er attraktiv sein - lebbar und in der Kirche wertgeschätzt. Da ist aktuell noch Luft nach oben.

Gespräche mit DiakonInnen in Ausbildung und Theologiestudierenden vermitteln deutlich den Eindruck, dass neben den Arbeitsbedingungen auch die finanzielle Sicherheit mitentscheidend ist für die Berufswahl. Niemand studiert Theologie um reich zu werden. Aber der Gedanke der Alimentation ist

gerade für diejenigen beruhigend, die sich nicht regelmäßig mit dem Thema Geld befassen wollen. Verspricht sie doch eine dem Amt und der Ausbildung angemessene Absicherung - auch im Ruhestand. Anders ausgedrückt: die Idee ist, dass sich Beamte mit ihrer Arbeit beschäftigen sollen und nicht mit Sorgen um ihren Lebensunterhalt oder ihren Ruhestand. Zum Ausgleich für Lebensumutungen wie die Arbeitszeiten, langsame Beförderung und ein Gehalt in der unteren Mitte der akademischen Berufe gibt es Sicherheit. Das ist der Deal. Dabei sollte ausgewogen sein, was man gibt und was man bekommt. Doch nun gerät die Waage in Bewegung.

*Schrei flugs und wehre dich! Der Papst hatte mich auch gebunden, aber ich bin meine Bande losgeworden.* M. Luther

Der Gemischte Ausschuss Versorgung tritt in eine neue Phase ein.

Der Ausschuss verdankt sich der Prognose zu den Versorgungsverpflichtungen der Landeskirche. Es kommt eine Menge zusammen, wenn eine Organisation so personalintensiv arbeitet, wie eben eine Kirche. Schließlich lebt sie davon, dass viele mitarbeiten und ist bei Haupt- wie Ehrenamtlichen auf die Qualifikation und das Engagement ihrer Mitarbeitenden angewiesen.

Für die Pensionen der verbeamteten Mitarbeitenden ist die Kirche als Dienstgeber ebenso in der Pflicht, wie Bund, Länder und Kommunen für ihre BeamtInnen. Erreichbare Höhe, anrechenbare Zeiten, Abschläge ... all das ist gesetzlich geregelt und reichlich komplex.

Die Niedrigzinspolitik macht gerade allen kapitalstockgestützten Systemen Probleme. Die Landeskirche hat gleichzeitig durch die Vorsteuerung kirchensteuerunabhängig gedeckelte Mittel und angesichts steigender Kosten bei unvermeidbaren Ausgaben (Energie, Personal) immer weniger Spielräume. Die Rückstellungen für die Versorgung als besonders großer Posten sind so schnell in den Fokus gekommen.

Der Ausschuss hat sich über einen langen Zeitraum gründlich mit finanziellen und anderen As-



pekten befasst. Nun soll entschieden werden. Dabei gibt es kein vorgegebenes Einsparziel, in der Summe sollte es aber weniger kosten. Auf dem Tisch liegen nun „Stellschrauben“, also Möglichkeiten, Bestimmungen zu ändern und mit ihnen die Ersparnis für die AKK. In den nächsten Sitzungen sollen Beschlüsse gefasst werden, die am Ende im Sommer oder – wahrscheinlicher – im Oktober als Empfehlung Landeskirchenrat und Synode vorgelegt werden.

Dazu hat sich der Ausschuss auf ein Vorgehen verständigt: Abstimmen dürfen die von den Ausschüssen der Landessynode entsandten Synodalen (1 Person pro Ausschuss, vom Finanzausschuss 2 Personen), die Jugenddelegierte, der Vizepräsident der Landessynode, der dem Ausschuss zusammen mit der Stellvertreterin des Landesbischofs vorsitzt und die weiteren 4 vom Landeskirchenrat entsandten Oberkirchenräte. Insgesamt 15 Personen. Die Vertreter der Berufsgruppen (Beamtenvertretung, Pfarrvertretung, ARK) sind zwar Mitglieder des Ausschusses, aber nicht stimmberechtigt. Die verschiedenen Stellschrauben werden einzeln behandelt und abgestimmt, das Abstimmungsergebnis wird zusammen mit dem Vorschlag übermittelt.

Nun wird es ernst. Stellschrauben sind z.B. der reguläre Eintrittszeitpunkt in den Ruhestand – also eine verpflichtende Verlängerung der Lebensarbeitszeit, die Höhe der Abschläge, wenn man vorzeitig geht, der Faktor pro ruhegehaltstfähigem Dienstjahr, die maximal erreichbare Pensionshöhe (aktuell 71,75 %) ... aber auch die Anerkennung von Vordienstzeiten, z.B. des verpflichtenden Praxisjahres oder von Familienzeiten – sowie ein Ausgleich für den rechtswidrigen zwangsweisen Teildienst. Auch der Faktor für die Anrechnung der Dienstjahre könnte abgesenkt werden, was bedeuten würde, dass mehr ruhegehaltstfähige Dienstjahre gebraucht werden, um die volle Pension zu bekommen. Ob das auch die bereits erworbenen Ansprüche betreffen kann oder nur die kommenden Jahre scheint noch offen.

All das bringt mich zu der Frage, wie der Titel des Ausschusses zu verstehen ist: den Übergang

gestalten – verlässlich in die Zukunft gehen. Wer geht da? Und was heißt verlässlich? Wie handelt Kirche als Dienstgeber mit Blick auf kirchliche Sozialworte gegenüber der Wirtschaft – und wie viel Vertrauensschutz verdienen diejenigen, die in der Kirche arbeiten? Nicht zuletzt wie viel Wertschätzung oder eben nicht Wertschätzung drückt sich aus in Entscheidungen – Und wie wird diese Botschaft wirken?

„Kirche der Freiheit“ spricht vom „Schlüsselberuf PfarrerIn“. Die Mitgliedschaftsuntersuchungen bestätigen diese Einschätzung seit Jahrzehnten. Pfarrer und Pfarrerrinnen sind das Gesicht unserer Kirche. Auch in Zukunft wird viel von uns erwartet.

Ein Dienst- und Treue-Verhältnis auf Gegenseitigkeit heißt, dass auf beiden Seiten eine Verpflichtung besteht – und auf beiden Seiten berechnete Erwartungen. Mit einer reinen Kostenberechnung für die AKK kommt man da nicht weit.

*Wenn das Alter stark und die Jugend klug war, das war Gelds wert.*

M. Luther

Bilanz kommt ursprünglich aus dem Italienischen. Die Bilancia, die Balkenwaage, macht bildlich deutlich, um was es geht. Waagschalen im Gleichgewicht.

Pfarrdienst bedeutet eine enge Verzahnung von Arbeit und Leben. „In der Arbeit wohnen“, dann arbeiten wenn andere frei haben und 6 Tage die Woche, den privaten PKW dienstlich nutzen (statt einen Dienstwagen privat nutzen zu dürfen), erreichbar sein – und nicht zuletzt mit Verkündigung und eigenem Leben für die Botschaft eintreten soll. Da liegt eine Menge in der Waagschale.

Nun stellen Sie sich die Waage vor: Wenn man auf einer Seite etwas wegnimmt, kippt das Ganze – bei zu großen Veränderungen sogar die Waage selbst. Auch bei vorsichtigen Änderungen wird sich ein neues Gleichgewicht einstellen – und damit auch auf der Gegenseite etwas ändern. ‚Das Gleiche billiger‘ ist nicht zu haben, erst recht nicht, wenn die Veränderung mit einer Enttäuschung verbunden ist, wenn Menschen signalisiert wird, dass das, worauf sie sich verlassen haben, nicht mehr gilt. Und wenn die Notlage, von der die

Rede ist, eine Möglichkeit in der Zukunft ist, die Kirche aber bereits jetzt spart – und zwar an denen, die sie so dringend braucht...

Kirche ist angewiesen auf Menschen, die mehr machen als das, was sie unbedingt müssen. Und sie hat sie: Haupt-, Neben- und Ehrenamtliche. Gott sei Dank. Sie sollte sie behalten. Und neue gewinnen für die Zukunft.

Wir sollten darum alles dafür tun, dass die Bilancia, die Waage, im Gleichgewicht bleibt.

Für den Hauptvorstand

Corinna Hektor, 1. Vorsitzende  
Rothenburg, 9.5.2017

Fußnoten:

1 Zitiert nach aphorismen.de. Alle weiteren Luther-Zitate und das von K. Lehmann finden sich ebenfalls dort oder unter [www.evangeliums.net](http://www.evangeliums.net) bzw. [www.gutzitiert.de](http://www.gutzitiert.de)

2 In seiner Rede zum 125. Jubiläum des württembergischen Pfarrvereins

3 Prof. Dr. Geissler auf der Klausurtagung der Konferenz der Pfarrvertretungen im Januar diesen Jahres

4 S. Bericht in KorrBl 11/2007, S. 146

5 E. Herms: erfahrbare Kirche. Tübingen 1990, S. 244

6 Artikel von Dirk Acksteiner im KorrBl. 11/2017, S. 9

7 In „Kursbuch 188: Kalter Frieden“, Hamburg 2016, S.6

Und er sucht nach einem denkerischen Entwurf, der „nicht erklärt, wo es von hier aus hingehet, sondern wie ich dieses Hier und Jetzt so verstehen kann, dass ich einen Beitrag zu seinem Erhalt zu leisten vermag.“

8 Rothenburger Sonntagsblatt vom 26.4.2017 S. 6: „Hier schreibt die Synodalpräsidentin. Die Landessynode wirft ihre Strahlen voraus...Aber wird es wirklich gelingen die Kirche Jesu Christi 500 Jahre nach der Reformation neu uns zukunfts-fähig zu denken?– Die Unkenrufe, die aus diversen Echo-kammern unserer Landeskirche zu hören sind, werden lauter, Die ewigen Skeptiker und Bedenken-träger ... klar ist für mich doch auch, dass wir uns von den Unken nicht in den Sumpf des Ewiggestrigen ziehen lassen dürfen...“

9 Die Beschlussfassung kann man im Intranet finden über Stich-wortsuche im Bereich Synode. An die Gemeinden soll es so nicht gehen, dafür ist es, so war im Plenum zu hören, ungeeignet.

10 Oft verbunden mit Aussagen, die den Eindruck vermitteln, dass wir aktuell weniger Geld zur Verfügung haben. Für die Kirchengemeinden stimmt das leider. Aber die Kirchensteuereinnahmen waren 2015/16 so hoch wie nie! Wie kommt dann die-

ser Eindruck zustande? Er hat zu tun mit einer Darstellungsform, die nicht die absoluten Zahlen in den Vordergrund stellt, sondern den Zuwachs in Prozent. Das bedeutet, wenn das vergangene Jahr besonders ertragreich war, muss das nächste Jahr extrem ertragreich sein, weil sonst der Zuwachs schmilzt, obwohl es immer noch deutlich mehr wird. Über die Aussagekraft solcher Berechnungen für Unternehmen hat sich die ZEIT vom 27.4.17 unter der Überschrift „absolut gewachsen, relativ geschrumpft“ kritisch geäußert. DIE ZEIT N° 18 S. 38 Lügen nach Zahlen - Optische Täuschung

11 ... Kirche für alle verlangt, dass „Kirche flächendeckend präsent sein muss“ (Preul) ... um dies zu erreichen brauchen wir jetzt und zukünftig genügend Pfarrstellen, denn ohne Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung gibt es keine Gemeinde. Der zum Teil vollzogene Abbau von Pfarrstellen ist angesichts der Austrittszahlen die falsche Entscheidung. (ders Das Haushaltsrecht, Kiel 2005: „Pfarrstellen gebührt Priorität“) K Blaschke: rechtliche Grundlagen einer Volkskirche der Zukunft in Haese / Pohl-Patalong (Hg) Volkskirche weiterdenken S 70f

12 E. Herms, Kirche-Volkskirche, Landeskirche... in Haese / Pohl-Patalong (Hg): Volkskirche weiterdenken, S. 56. „Zu den natürlichen Gegebenheiten des menschlichen Lebens, für die die Kirche als „Volkskirche“ im wohlverstandenen Sinn offen ist, gehört ... sein Gebundensein an mehr oder weniger enge, aber ... immer irgendwie begrenzte Räume. In der modernen Welt, in der Mobilität rasant gestiegen ist, kann gelegentlich der Eindruck entstehen, dass eine solche Gebundenheit an Räume nur noch ein Relikt veralteter und im Verschwinden begriffener Zustände sei. Aber dieser Eindruck täuscht. ... auch in diesen Fällen bildet den Hintergrund der mobilen Lebensführung ein Zuhause.“

13 J. Hermelink, Organisation und das Jenseits des Glaubens. Eine praktisch-theologische Theorie der evangelischen Kirche 3.1.3.

14 zitiert in: Mascha Madörin, Ökonomisierung des Gesundheitswesens S 31f.

15 laut Personalbestandsprognose der Landeskirche vom 21.9.2015

Das KORRESPONDENZBLATT ist das Blatt seiner Autorinnen und Autoren. Kein Beitrag gibt anderes als deren persönliche Meinung wieder, jeder Beitrag steht zur Diskussion der Leserinnen und Leser. Insbesondere sind die Artikel nicht Meinung des Pfarrer- und Pfarrerrinnenvereins oder der Redaktion.

### 5. Einsichten der fünften Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD (KMU V)

...zur Netzwerkstruktur und Potenzialität der Ortskirchengemeinde und ihre Folgen für das Verhältnis von parochialem und übergemeindlichem Dienst

Die fünfte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD sieht Kirchenmitgliedschaft vorrangig als soziale Praxis. Kirchenmitglieder sind Akteure religiöser Kommunikation wie religiöser Vollzüge. Damit rückt für die KMU V die Kirchengemeinde in den Mittelpunkt, da ihr auch für die distanzierteren Mitglieder bei der Wahrnehmung von Kirche eine entscheidende Funktion zukommt, ohne dass diese sich dort durch soziale Kommunikation engagieren und ihre Mitgliedschaft pflegen müssen. Gerhard Wegner stellt deshalb in seinem Aufsatz »Renaissance der Kirchengemeinde« fest: »Wer realistisch Entwicklungsperspektiven der Volkskirche in den Blick nehmen will, der muss sich mit der Lage in den Gemeinden befassen.« Denn Kirchengemeinde wird in der Wahrnehmung der Kirchenmitglieder mit Evangelischer Kirche gleichgesetzt. »Wer sich der Ortsgemeinde verbunden fühlt, fühlt sich in der Regel auch der evangelischen Kirche generell verbunden.« Kirchengemeinde ist daher »die mit Abstand wichtigste Drehscheibe der Kirchenmitgliedschaft.« Die »Vermutung, es gebe eine große Gruppe von Evangelischen, die sich zwar der Kirche insgesamt, aber nicht der Kirchengemeinde verbunden fühlen würde«, lässt sich »nicht (mehr) bestätigen [...] Damit sind die Ortskirchengemeinden eindeutig die Basis der Arbeit der evangelischen Kirche.« Kirchengemeinden bilden daher »das zentrale Feld, in dem sich zunächst einmal relativ verlässlich Resonanzen auf die Kommunikation der evangelischen Kirche erwarten lassen.«<sup>1</sup>

1 Gerhard Wegner, Renaissance der Kirchen-

Es ist daher von einem engen Zusammenhang zwischen Ortskirchengemeinde, kirchlicher Verbundenheit und evangelischem Pfarrberuf auszugehen. Aber: »Wer sich der Ortsgemeinde in ihren Vollzügen und ihrem Personalverstärker verbunden erlebt, muss sich gleichwohl nicht regelmäßig oder gar intensiv beteiligen.« Kirche vor Ort entfaltet auch dort eine nachhaltige Entwicklung, wo man sich gerade nicht regelmäßig oder gar intensiv beteiligt, und spielt deshalb mit ihrer Bildung von Sozialkapital eine wichtige auch gesamtgesellschaftliche Rolle. Die Grenzen der Kirchengemeinde werden dort erreicht, wo die Tendenz überhand nimmt, sich als Gemeinschaft selbstzufrieden stark auf sich selbst zu beziehen und deswegen möglicherweise die offene Kommunikation mit außerhalb stehenden Menschen eher zu

gemeinde? Überraschende Sichtweisen in der 5. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD, in: Deutsches Pfarrerblatt 116. 2016, S. 20-23. Vgl. auch ders., Religiöse Kommunikation und Kirchenbindung. Ende des liberalen Paradigmas?, Leipzig 2014: Wegner plädiert dort dafür, an die Stelle einer liberalen nun eine kommunitaristische Strategie treten zu lassen. »Es geht um die Stärkung der »Gemeinschaften« vor Ort. Eine neoliberale Strategie, die die Kirche auf den einzelnen als religiösen Konsumenten zuschneiden würde, scheitert am Reproduktionsproblem solcher individualistischer Religion: Völlig individualisierte Religion – wenn sie denn überhaupt sichtbar werden kann – gewinnt keine Sozialgestalt. Wo es sie aber gibt – so könnte man erwarten – dockt sie an Formen selbstbewusster Religion (und Kirche) an.« (S. 12) »Die Kirchengemeinde ist in protestantischer Sicht natürlich sehr viel mehr als die sich vor Ort in Parochien versammelnden leibhaftigen Gemeinden. Die Kirchengemeinde könnte in dieser Hinsicht geradezu als virtuelles Prinzip der Kirche begriffen werden, das alle Gestaltungsformen der Kirche sozusagen »durchgeistert«, aber in der Realität stets nur verdeckt oder vielleicht bisweilen sogar unter ihrem Gegenteil zum Ausdruck kommt. Die Ortsgemeindeparochie stellt in dieser Sichtweise dann nur eine Sonderform der Gemeinschaft von Christen dar, die sich auch in völlig anderen Formen Ausdruck verschaffen kann, die – vielleicht sogar zum größten Teil – gar keine empirisch erfahrbaren Formen sind. Die Gemeinde, die Gemeinschaft der Christen, wird zu einem Prinzip, das prinzipiell überall zu finden ist – mit der Folge allerdings, dass es dann möglicherweise empirisch tatsächlich nirgends zu finden ist. Die Ecclesia invisibilis ist eben auch eine Communio invisibilis.« (S. 105f.)

vermeiden. Für den aktiven Kern in Kirchengemeinden scheint die Orientierung an Gemeinschaft im Sinne der Betonung des Eigenwertes ihrer Tätigkeiten und einer letztlich selbstzweckhaften guten Atmosphäre untereinander von großer Bedeutung zu sein, was zur Verengung kirchlicher Praxis auf bornierte Formen als Gefährdung führen kann.

Tabea Spieß und Gerhard Wegner konstatieren im Kontrast zu diesen Beobachtungen jedoch, dass die mit Abstand meisten Ressourcen in der evangelischen Kirche immer noch in die parochial ausgerichteten Gemeindestrukturen fließen. Aufgrund der massiven Ressourcenkonzentration in den klassischen Ortsgemeinden ist die Frage nach ihrer Wahrnehmung und Nutzung durch die Kirchenmitglieder und nach einer Analyse ihrer Arbeit und öffentlichen Wirkung von nicht zu überschätzender Bedeutung. Im praktisch-theologischen Diskurs scheint ein gewisser Konsens zu herrschen, dass es zum Teil neben oder mit den Ortskirchengemeinden verbunden mittlerweile eine Vielzahl kirchlicher und anders gemeindlicher Aktivitäten gibt und auch verstärkt geben soll, die insgesamt zu einem breiten Netzwerk unterschiedlichster kirchlicher Sozialgestalten führen werden. Den sich verändernden Bedürfnissen moderner autonomer Subjekte und den strukturellen Veränderungen in der Gesellschaft im Hinblick auf Vielfalt, Freiheitsgewinn, Ausdifferenzierung von Lebenszusammenhängen und Individualisierung könne jedoch nur durch eine gewisse Vielfalt kirchlicher Formen überhaupt gerecht werden.<sup>2</sup> Die Ergebnisse der fünften Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung weisen auf einen engen Zusammenhang zwischen der Verbundenheit mit der Ortsgemeinde und der Verbundenheit mit der evangelischen Kirche generell hin. Wer sich der Ortsgemeinde verbunden fühlt,

ist auch der evangelischen Kirche generell verbunden. »Die immer wieder geäußerte Vermutung, dass es eine große Gruppe von Evangelischen geben würde, die sich zwar der Kirche insgesamt, aber nicht der Kirchengemeinde verbunden fühlen würden, weil ihr das Leben dort zu »eng« sei, bestätigt sich [...] nicht.«<sup>3</sup> Das »System« Volkskirche funktioniert nach wie vor – auch auf der Ebene der Kirchengemeinden – angemessen. »Ohne »Gemeinden« wird Evangelische Kirche nicht sein können, aber ob das überkommene System der Ortsgemeinden wirklich zukunftsträchtig ist, muss sich noch zeigen.«<sup>4</sup>

Erforderlich ist daher eine weitere Qualifizierung der vorhandenen Kontaktflächen der Kirche mit ihren Mitgliedern. Im Zusammenhang damit steht gesamtkirchlich eine Re-fokussierung der missionarischen Aufgabe an. Missionarische Arbeit ist immer noch zu sehr auf das Ziel der Gewinnung Hochverbundener ausgerichtet. Eine alternative polyzentrische Kirchenentwicklung dagegen trägt der Pluralität von sozialen Praxen der Mitglieder Rechnung. Es gilt, Räume für selbst gewählte Formen der religiösen Praxis zu öffnen und damit zu rechnen, dass sich Nähe und Distanz zur Kirche in unterschiedlichen biographischen Situationen variabel konstellieren. So geht es zukünftig um die Förderung engagierter Hochverbundener in ihrer bewussten Entscheidung für das Engagement wie zugleich um die Förderung der Außenorientierung der Hochverbundenen »in dem Bewusstsein der Ausstrahlung eines kirchenverbundenen Glaubens, der einladend und faszinierend wirken kann. Im Vertrauen auf diese Strahlkraft sind diejenigen, die etwas oder kaum mit der Kirche verbunden sind, als selbstbewusste Gestalter ihrer Kirchenmitgliedschaft zu schätzen und zu stärken.«<sup>5</sup>

Jan Hermelink und Gerald Kretschmar sprechen ebenfalls von einer Hochschätzung des ortstranszendenten Engagements der Kir-

3 A.a.O., S. 51f.

4 A.a.O., S. 58.

5 Wissenschaftlicher Beirat der KMu V, Perspektiven für die kirchenleitende Praxis, in: Vernetzte Vielfalt, a.a.O., S. 447–456, S. 456.

chengemeinde sowohl bei denjenigen, die mit den Vollzügen des ortsgemeindlichen Lebens in engem Kontakt stehen, wie bei denen, die mit diesen Personen wiederum in Kontakt stehen, ohne sich selbst an jenen Vollzügen zu beteiligen. Kirche vor Ort entfaltet auch dort eine nachhaltige Wirkung, wo man sich nicht regelmäßig beteiligt. Die Mitgliedschaftspraxis der gemeindlich Engagierten ist für die gesellschaftliche Sichtbarkeit von Kirche von konstitutiver Bedeutung.<sup>6</sup>

Damit steht eine überfällige Korrektur unseres Bildes an, dass die funktionalen Dienste vornehmlich auf die scheinbar distanzieren, im Grunde aber lediglich distanten Kirchenmitglieder zielen – wie eben die Ortskirchengemeinden auch.

## 6. Konsequenzen der vorgenommenen Verhältnisbestimmung von parochialem und übergemeindlichem Dienst

a) für das Verständnis der Ortskirchengemeinde

Kirchengemeinden sind »vielfältige, komplexe und variantenreiche Erscheinungsformen religiöser, sozialen und kulturellen Lebens, die Merkmale von Gemeinschaften, Organisationen und marktorientierten Institutionen vereinen.«<sup>7</sup> Begrenzte Funktion der parochialen Verfassung der Kirchengemeinde: Sie dient der Erfassung der Gemeindeglieder und ordnet zugleich die amtliche Zuständigkeit der Pfarrerrinnen und Pfarrer, besitzt jedoch keinerlei Dignität. Die Ortskirchengemeinde ist Kirche in nuce, da in ihr alle Vollzüge prinzipiell möglich sind und auch im Wesentlichen, wenn auch fragmentarisch, stattfinden. Allerdings kann die »Kirchlichkeit« von Handlungsfeldern auch verloren gehen, wenn der Zusammenhang zur Ortskirchengemeinde nicht mehr erkennbar ist.<sup>8</sup> Da die Funk-

6 Vgl. Jan Hermelink/Gerald Kretschmar, Die Ortsgemeinde in der Wahrnehmung der Kirchenmitglieder – Dimensionen und Determinanten in: Vernetzte Vielfalt, 2015, S. 59–67.

7 Vgl. Hilke Rebenstorf/Petra-Angela Ahrens/Gerhard Wegner, Potenziale vor Ort. Erstes Kirchengemeindebarometer, Leipzig 2015.

8 Vgl. Hendrik Musonius, Zwischen Parochie und Region. Rechtsformen kirchlichen Lebens, in: Deutsches Pfarrerbericht 115. 2015, S. 492–

2 Tabea Spieß/Gerhard Wegner, Kirchengemeinden als Ort von Religion, Diakonie und Gemeinschaft, in: Heinrich Bedford-Strohm/Volker Jung (Hg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015, S. 50–58, S. 50f.

tionspfarrämter nicht in das parochiale Sozialsystem, sondern in die Kirchenorganisation eingebunden sind<sup>9</sup>, geraten sie aus der Perspektive der Ortskirchengemeinde leicht aus dem Blick und werden oft nicht wahr- bzw. in den Dienst genommen. Eine geregelte Einbindung fehlt in der Regel.

Für eine Wahrnehmung gesamt-kirchlicher Verantwortung durch die Ortskirchengemeinden ist ein Bewusstseinsänderungsprozess Voraussetzung, der bei einer Reduktion der gemeindegliedlichen Engführung anzusetzen hat. Ziel ist ein Verständnis der Ortskirchengemeinde als »Nukleus« der gesamten modernen Volkskirche. Diese Bewusstseinsarbeit hat zunächst in der Pfarrerschaft selbst und dann in den Leitungs- und Entscheidungsgremien vor Ort wie dem Kirchenvorstand einzusetzen. Sie ist insbesondere Arbeit mit den dort bevorzugt anzutreffenden hoch religiös Engagierten.

In der amtlichen Handreichung zur Musterdienstordnung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern von 2015 findet sich ein wichtiger Hinweis auf die gesamt-kirchlichen Aufgaben, die Inhaber von Gemeindepfarrstellen als Teilbereich des parochialen Dienstes wahrnehmen. Diese gesamt-kirchliche Komponente des Pfarrberufs ist zukünftig bei Pfarrern und Pfarrerinnen im Dienst einer Kirchengemeinde bei der Erstellung der Dienstordnung zu berücksichtigen.<sup>10</sup> Im Anschluss daran geht es darum, diese Einsicht auch auf die Ebene der Kirchenvorstände zu transformieren und ihren Mitgliedern bewusst zu machen, dass sie Verantwortung für die gesamte Kirche und nicht nur für das ortskirchengemeindliche Leben tragen. Ortskirchengemeinde und funktionale Diensten der Kirche sind daher enger miteinander zu verbinden und dürfen nicht

gegeneinander ausgespielt werden. Die Parochie als die historisch gewachsene Basis-Organisationsform der Kirche nimmt Verantwortung für die ganze Volkskirche exemplarisch in ihrem Bereich wahr bzw. delegiert sie bewusst. Dafür ist ein bewusstes Miteinander von parochialem und übergemeindlichem Dienst Voraussetzung.

Solche Vernetzungsmodelle von Ortskirchengemeinde und übergemeindlichen Diensten könnten sich daran orientieren, wie in der Nachkriegszeit etwa Gerhard Hildmann zwischen 1948 und 1968 als erster Direktor der Evangelischen Akademie Tutzing den flächendeckenden Aufbau örtlicher Freundeskreise der Evangelischen Akademie Tutzing initiiert hat, die die Verbindung zwischen Ortskirchengemeinde und Evangelischer Akademie sowohl finanziell wie ideell durch eine gehobene evangelische Bildungsarbeit vor Ort sicherstellen sollten.

Für eine gelingende Vernetzung zwischen Ortskirchengemeinde und funktionalen Diensten steht auch die augenblickliche Arbeit des Gottesdienstinstitutes der Evangelisch-Lutherischen Kirchen in Bayern. Die bei dessen Gründung getroffene grundsätzliche Entscheidung der Zuständigkeit sowohl für Ehren- wie für Hauptamtliche in Gottesdienst und Verkündigung hat dazu geführt, dass die Arbeit des Instituts in zahlreichen Kirchengemeinden inzwischen hoch geschätzt und als unverzichtbar erachtet wird.

Für die Arbeit des Amtes für Gemeindedienst und der Gemeindegemeinschaft Rummelsberg der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern würde sich deshalb eine konsequente Öffnung über die Gemeindegemeinschaft hinaus als Perspektive ihrer Arbeit bedeuten. Beiden Einrichtungen käme von ihrem ursprünglichen Auftrag her ebenfalls eine solche Vermittlungsaufgabe zwischen den gemeindegliedbezogenen und übergemeindlichen Diensten zu, die sie bisher nur bedingt zu erfüllen bereit sind.

b) für das Verständnis des pastoralen Dienstes

Aufzugeben ist hier in erster Linie die parochiale Engführung des Pfarrberufs. Ihm ist die Volkskirche als Ganze anvertraut, nicht nur die Gemeindegemeinschaft. Allein schon über den Dienst der Pfarrerrinnen und Pfarrer ist die Volkskirche zugleich auch dem Kirchenvorstand anvertraut, bedarf aber einer kontinuierlichen wechselseitigen Wahrnehmung wie Wertschätzung.

Isolde Karle spricht davon, dass die evangelische Kirche keine Pastorenkirche ist, »aber die Pastorinnen und Pastoren [...]eine Schlüsselrolle in ihr«<sup>11</sup> besitzen. Sie sieht daher eine wichtige Brückenfunktion der Vermittlung zwischen dem Netzwerk der aktiven Gemeindeglieder und den distanten Kirchenmitgliedern auf der Ebene der Ortskirche für die Pfarrerschaft. Der Wahrnehmung von Kirche über die öffentliche Rolle von Pfarrerrinnen und Pfarrern kommt in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle bei der Kirchenbindung zu. Modernen Interaktionssituationen, wie sie für die Begegnungen der Kirchenmitglieder mit Pfarrerrinnen und Pfarrern typisch sind, zeichnen sich durch Mittelbarkeit und Distanz sowie durch eine geringe wechselseitige Kongruenz der Perspektive aus. Die »Priorisierung von interaktiver Nähe und Intimität« korreliert nicht »mit den Erwartungen der Mehrheit der Kirchenmitglieder.« »Das Bedürfnis nach Seelsorge und interaktiver Dichte sollte deshalb nicht überschätzt werden, insbesondere nicht im Hinblick auf die distanzierten Kirchenmitglieder.«<sup>12</sup>

Die notwendige Überzeugungsarbeit zur Weitung und Überwindung der Kirchengemeindlichkeit hin zur Gemeindegemeinschaft im volkskirchlichen Sinne darf sich jedoch nicht nur auf die Pfarrerschaft und die Kirchenvorstände beschränken, sondern hat ihre konsequente Fortsetzung in den Dekanatssynoden, in der Landessynode und insgesamt unter den kirchlich Engagierten als genuine Aufgabe des evangeli-

<sup>11</sup> Isolde Karle, *Der Pfarrer/die Pfarrerin als Schlüsselfigur. Kontinuitäten und Diskontinuitäten*, in: *Evangelische Theologie* 75. 2015, H. 3, S. 227-238, S. 232f.  
<sup>12</sup> A.a.O., S. 233.

495.

<sup>9</sup> Vgl. Wolfgang Steck, *Praktische Theologie. Horizonte der Religion, Konturen des neuzeitlichen Christentums, Strukturen der religiösen Lebenswelt* (Theologische Wissenschaft 15), Bd. II, Stuttgart 2011, S. 585.

<sup>10</sup> Vgl. Gut, gerne und wohlbehalten arbeiten. Handreichung für die Erstellung von Dienstordnungen für Pfarrerrinnen und Pfarrer der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, München 2015, S. 16.

schen Pfarrberufs zu finden. Einen dabei nicht zu unterschätzenden Dienst leistet die organisatorische Einbezug von Gemeindepfarrerinnen und Gemeindepfarrern in die gesamtkirchliche Arbeit zum Beispiel auf der Ebene der Fachgremien. Sie muss jedoch mit einer nicht immer selbstverständlichen Verpflichtung zur wechselseitigen Rückmeldung in die Ortskirchengemeinde und ihre Gremien hinein verbunden sein. Hinsichtlich der kirchlichen Personalplanung sind dann aber auch solche qualifizierten Gemeindepfarrerinnen und Gemeindepfarrer bei der Besetzung übergemeindlicher Stellen zu berücksichtigen, was aus meiner Sicht einen konsequenten Verzicht auf Stellenausschreibungen bei Funktionspfarrstellen bedeutet, um für die Betroffenen eine Planungssicherheit über die Zufälligkeit einer Ausschreibung hinaus sicherzustellen. Unterstützt werden könnte diese wechselseitige Verbindungsarbeit aber auch durch im Bereich von Führungskräften in Industrie und Handel inzwischen selbstverständliche »Seitenwechsel«-Modelle zwischen Pfarrerinnen und Pfarrern im parochialen und im übergemeindlichen Dienst. Beide würden dabei wechselseitig für einen bestimmten Zeitraum, etwa für eine Woche, den Arbeitsbereich der anderen kennenlernen, ohne dass dafür z.B. ein Teil des Urlaubs weggenommen werden müsste.

c) für das Verständnis der Dekansfunktion und des Regionalbischofsamtes

Die Stellung des Dekans bzw. der Dekanin als in der ELKB immer noch prinzipiell mit einem Gemeindepfarramt verbundene Aufgabe hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten zunehmend unter der Hand zu einem Funktionspfarramt entwickelt. Dabei ist kaum mehr erkenntlich, dass die Dekansfunktion die Leitung eines Dekanatsbezirkes wie die Aufsicht über den dort tätigen Pfarrerinnen und Pfarrern aus einem exemplarisch geführten Gemeindepfarramt heraus bedeutet – mit der Chance, gerade die volksskirchliche Verantwortung der Ortskirchengemeinde zur Darstellung zu bringen. Daher

darf kein weiterer Rückzug der Dekaninnen und Dekane aus den Kirchenvorständen erfolgen und sind auch Sonderregelungen für den Umgang mit der Residenz- wie Dienstwohnungspflicht äußerst sensibel zu handhaben.<sup>13</sup> Insgesamt geht es dabei um die Arbeit an einem veränderten Verständnis der sogenannten mittleren Ebene.

Die Präsenz der Dekaninnen und Dekane in den Ortskirchengemeinden fungiert als wichtiges Bindeglied zwischen parochialen und übergemeindlichen Aufgaben. Dekaninnen und Dekane sind von ihren Dienstaufgaben sowohl in das Sozialsystem Kirchengemeinde wie in die Kirchenorganisation eingefügt. Diese Zwischenstellung wird bisher viel zu wenig für eine wechselseitige Annäherung von parochialen und übergemeindlichen Diensten genutzt.

Ähnliches gilt auch für die Regionalbischöfinnen und Regionalbischöfe und deren ortskirchengemeindlicher Anbindung über die Hauptpredigerfunktion an einer Kirche des Kirchenkreises, die auch das kaum mehr wahrgenommene Recht der Mitgliedschaft im Kirchenvorstand einschließt. Oberkirchenrat Johannes Merz, der frühere Augsburger Kreisdekan, nahm noch nach Möglichkeit an jeder Kirchenvorstands-Sitzung von Augsburg-Evangelisch-St. Ulrich wie an den Dienstbesprechungen der Pfarrstelleninhaber teil, um diese Verbindung zwischen Ortskirchengemeinde und landeskirchlicher Leitungsebene bewusst aufrecht zu erhalten und zu pflegen. Ziel ist die öffentliche Ablesbarkeit des Zusammenhanges zwischen parochialem und überparochialem Dienst. Regionalbischöfinnen und Regionalbischöfe sind dabei immer mehr als nur die Repräsentantinnen und Repräsentanten der Gemeindegemeinschaft auf der Ebene eines Kirchenkreises.

<sup>13</sup> Kritisch zu beurteilen ist dabei vor allem die in städtischen Verhältnissen zu beobachtende Tendenz, ursprünglich für den Sitz des Dekans bzw. der Dekanin vorgesehene Pfarrhäuser aufzugeben, wie dies zum Beispiel in Nürnberg (aus Kostengründen) mit der Aufgabe des traditionellen bisherigen Wohnsitzes des Stadtdkans unterhalb der Nürnberger Burg und dessen Umzug in ein Reihenhaus am Stadtrand erfolgt ist.

d) für die II. Ausbildungsphase zum Pfarrberuf (Vikariat und Predigerseminar) und die Fortbildung in den ersten Amtsjahren (FEA)

Insgesamt ist die Ausbildung zum Pfarrberuf von ihrer immer noch dominanten Fixierung auf das gemeindegemeinschaftliche Christentum zu befreien. Kritische Anfragen sind daher an das immer noch vorherrschende Ausbildungsleitbild »Gemeindepfarramt« zu richten, das konsequent durch das Leitbild »Pfarrer/in in der Volkskirche« zu ersetzen wäre. Pfarrerinnen und Pfarrer üben einen verbindenden Schlüsselberuf in den und für die drei Dimensionen des privaten, gemeindegemeinschaftlichen wie öffentlichen Christentums in der modernen Volkskirche aus und haben diesen drei Dimensionen von der Plattform der Ortskirchengemeinde aus gleichmäßige Aufmerksamkeit durch ihre Arbeitsleistung zu schenken. Die Zeit der berufspraktischen Ausbildung nach dem Studium hat daher in erster Linie diese volksskirchliche Perspektive in die personal im Studium der Theologie angeeigneten Traditions- und Bildungsbestände zu integrieren, bevor sie sich mit der Gemeindegemeinschaft als einer der drei Dimensionen bevorzugt auseinandersetzt.

Über Jahrzehnte hinweg – seit der Einführung des mentorierte Phasen in der Kirchengemeinde begleitenden Kurssystem – wurde jedoch in den deutschen Predigerseminaren vorrangig auf das Leitbild des Gemeindepfarrers bzw. der Gemeindepfarrerinnen für das sogenannte gemeindegemeinschaftliche Segment der Volkskirche hin ausgebildet. Studienleiter und Studienleiterinnen wie Rektorinnen und Rektoren wurden nahezu ausschließlich danach ausgewählt, ob sie bewährte und erfahrene Gemeindepfarrer waren. Praktisch-theologische Theorieansätze sind daher in Folge von ihnen zumeist auch lediglich unter dem Aspekt der Eignung für das gemeindegemeinschaftliche Leben rezipiert worden, was eine nicht unbedenkliche wissenschaftliche Engführung des Predigerseminarbetriebs wie des Zweiten Theologischen Examins zur Folge hatte.

Der anstehende Paradigmenwechsel besteht meines Erachtens in der Ausbildung für das Pfarramt in der Ortskirchengemeinde als Plattform oder »Drehscheibe« der gesamten Volkskirche, unter Einschluss der Sensibilität für unterschiedliche Frömmigkeitsstile, die in der Volkskirche begegnen.<sup>14</sup>

Erforderlich ist in Verbindung mit diesem Paradigmenwechsel in der Zweiten Ausbildungsphase auch eine Neukonzeption der bisherigen Fortbildung in den ersten Amtsjahren, welche die Zeit des sog. Probendienstes nach dem Vikariat begleitet und bisher in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern deutlich auf die persönliche Stabilisierung von pastoralen Berufsanfängerinnen und Berufsanfängern angesichts der aktuellen kirchengemeindlichen An- und Herausforderungen zielt. Sie ist meines Erachtens deutlicher als dritte Qualifikationsphase zu verstehen, die auf der Basis eines bestandenen Zweiten Theologischen Examens, das die grundlegende Qualifikation für die Ausübung des Pfarrberufs in der Volkskirche bescheinigt, eine weitere Spezialisierung etwa analog zur Facharztausbildung in der Medizin vornimmt und auch für den Pfarrdienst in der Ortskirchengemeinde eine gewisse berufliche Spezialisierung als zu erwerbende Voraussetzung vorsieht. Ähnlich hat hier zum Beispiel auch eine entsprechende, in dieser Phase zu verortende Seelsorgeausbildung oder die gezielte fachliche Vorbereitung für den Dienst auf einer zukünftigen Funktionsstelle ihren Ort. Erforderlich ist dazu jedoch, dass die Pfarrerinnen und Pfarrer im Probendienst nicht vollumfänglich in eine Gemeindepfarrstelle eingewiesen werden, sondern durch entsprechende Aufgabenreduzierung wie persönliche Begleitung zum Beispiel in Gestalt von Supervision auch die entsprechenden Freiräume für ihre Weiterbildung erhalten. Das Studium diene damit dem Erwerb der grundlegenden theologischen Bildung, das Vikariat der Vorbereitung auf den Pfarrber-

<sup>14</sup> Vgl. Eberhard Hauschildt, Zwei Kirchenfamilien im Protestantismus. Ein Beitrag zur Selbstwahrnehmung der protestantischen Großkirche im deutschen Sprachraum heute, in: Pastoraltheologie 105. 2016, S. 333-357.

ruf der Volkskirche, die Fortbildung in den ersten Amtsjahren schließlich der für jeden dauerhaften Einsatzbereich (einschließlich des klassischen Gemeindepfarramtes) erforderlichen vertieften Aus- und Weiterbildung. Die Zweite Ausbildungsphase könnte damit entlastet werden und sich auf die praxisbezogenen Basisanforderungen des evangelischen Pfarrberufs in der Volkskirche konzentrieren. Sie müsste nicht zugleich ausschließlich auf die Gemeindekirchlichkeit als berufliches Einsatzfeld vorbereiten, könnte dadurch wertvolle Freiräume und vor allem die dadurch entstehende Chance einer stärkeren Vernetzung der Zweiten Phase mit der Theorie durch die Entlastung von dem engführenden Praxistauglichkeitskriterium gewinnen. Die Dritte Aus- bzw. verpflichtende Weiterbildungsphase wäre dann zugleich mit ersten Weichenstellungen in der landeskirchlichen Personalentwicklung verbunden und würde die Qualifikation für einen der jeweiligen Befähigung entsprechenden zielgerichteten Einsatz, auch im Gemeindepfarramt, vermitteln. Dem Vikariat könnte damit die Ausbildung unterschwellig belastende Selbstverständlichkeit genommen werden, vollständig und ausreichend auf das Gemeindepfarramt vorbereiten zu müssen.

Unterstützt werden müsste das bisherige Vikariat dabei durch Sonder- bzw. Handlungsfeldvikariate als Teil des Vikariates zur Einübung in die gesamtkirchliche Verantwortung wie zur Rekrutierung des geeigneten Nachwuchses für übergemeindliche Stellenbesetzungen. Hierbei ist an das Beispiel der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau mit ihrem verpflichtenden, das Gemeindevikariat ergänzenden mehrmonatigen Spezialvikariat in einer kirchlichen Einrichtung oder Dienststelle zu erinnern. Dies wäre in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern eine konsequente Fortsetzung der verpflichtenden beiden Praktika im Studium, des Gemeinde- und Handlungsfeldpraktikums.

e) für eine zukünftige Landesstellenplanung

Entscheidend für eine zukünftige Landesstellenplanung ist die Arbeit an einer Bewusstseinsveränderung: Sie hat auf die Wahrnehmbarkeit der gesamten Volkskirche in der Ortskirchengemeinde zu zielen, auch und gerade im Sinne der Verantwortung. Dazu darf sich die Ortskirchengemeinde jedoch nicht mehr ausschließlich von der Gemeindekirchlichkeit her verstehen. Zugleich steht auf landeskirchlicher Ebene die Zurücknahme des organisationalen Verständnisses der Kirche zugunsten einer Dienstleistungsorganisation für die zu einer Landeskirche zusammengeschlossenen Ortskirchengemeinden wie Funktionsgemeinden an. Daher ist die Forderung, zukünftig noch mehr finanzielle Mittel in die Hand der Ortskirchengemeinden zu geben, durch die Arbeit an der Haltung den Geldmitteln gegenüber in der Landessynode zu ersetzen. Es handelt sich immer um anvertrautes Geld der Ortskirchengemeinden, das weitgehend von diesen erwirtschaftet worden ist und im Umgang einer Haltung der Achtung und des Respektes bedarf.

Daher nochmals meine zentrale These: Dem Pfarrberuf ist die (gesamte) Volkskirche anvertraut, nicht nur die Gemeindekirche. Damit trägt der Kirchenvorstand vor Ort über die Schlüsselstellung des Pfarrberufs für die Volkskirche zugleich auch eine weit über die Gemeindekirche hinausreichende Verantwortung. Dem Kirchenvorstand ist zugleich auch die Sorge für die Volkskirche anvertraut. Dies ist vielen kirchlich Engagierten in keiner Weise bewusst. Ebenso wenig nehmen Pfarrerinnen und Pfarrer diese Verantwortung wahr, weil auch ihnen ihre eigene volkskirchliche Rolle überhaupt nicht bewusst ist und sie ihre volkskirchlichen Aufgaben zum Teil eher als Last und Abhaltung vom gemeindekirchlichen Arbeitsbereich empfinden. Oder: Sie diese aufgrund ihrer gemeindekirchlichen Frömmigkeitsprägung verdrängen. Eine sinnvolle Verhältnisbestimmung von pastoralem parochialen und übergemeindlichem Dienst hat daher bei der Ortskirchengemeinde im volkskirchlichen Verständnis anzusetzen und ist

konsequent an die Ortskirchengemeinde zurückzubinden.

## 7. Zum Abschluss ein prüfender Blick in die Kirchenverfassung

Ein abschließender prüfender Blick in die Verfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern bestätigt meine These, dass eine sachgerechte Verhältnisbestimmung von parochialem und übergemeindlichem Dienst nur vom Verständnis der Ortsgemeinde aus als der grundlegenden Organisationsform der gegenwärtigen Volkskirche möglich ist. Die Kirchenverfassung definiert die Kirchengemeinde als Verwirklichung der gesamten Kirche vor Ort, ordnet bewusst die Einrichtungen und Dienste den Kirchengemeinden zu, betont die Verantwortung der Pfarrfrauen und Pfarrer für die Einheit der Gemeinde wie der Kirche und legt dem Pfarrberuf damit die Verpflichtung auf, die wechselseitige Zusammenarbeit der Kirchenmitglieder und kirchlichen Dienste zu fördern.

Artikel 2 der Kirchenverfassung bestimmt zunächst einmal grundlegend: »Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, ihre Kirchengemeinden, ihre Gesamtkirchengemeinden, ihre Dekanatsbezirke und ihre sonstigen Körperschaften, ihre Anstalten und Stiftungen sowie ihre Einrichtungen und Dienste bilden eine innere und äußere Einheit.«

Artikel 37 schließlich versteht die Einrichtungen und Dienste in Analogie zu den besonderen Gemeindeformen: »Dem Auftrag der Kirche Jesu Christi dienen auch besondere Gemeindeformen, Gemeinschaften besonderer Frömmigkeitsprägung, Kommunitäten und geistliche Gemeinschaften sowie Einrichtungen und Dienste.«

Artikel 38, 1 geht sodann davon aus, dass zur »Erfüllung des kirchlichen Auftrags [...] in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern rechtlich unselbständige und rechtlich selbständige Einrichtungen und Dienste« bestehen und dabei den Pfarrfrauen und Pfarrern eine besondere Verantwortung für die Einheit der Gemeinde und der Kirche nach Artikel 16 zukommt: »Pfarrer und Pfarrfrauen tragen

im Besonderen die Verantwortung für die Einheit der Gemeinde und der Kirche in Lehre und Leben und fördern den Zusammenhalt und die Zusammenarbeit der Kirchenmitglieder und kirchlichen Dienste.«

Artikel 20 bestimmt die Kirchengemeinde als Verwirklichung der gesamten Kirche vor Ort:

»(1) In der Kirchengemeinde verwirklicht sich Kirche Jesu Christi im örtlichen Bereich. (2) Die Kirchengemeinde ist eine örtlich bestimmte Gemeinschaft von Kirchenmitgliedern, die sich regelmäßig um Wort und Sakrament versammelt, und in der das Amt der Kirche ausgeübt wird.«

Es ist signifikant, dass die Kirchenverfassung die besonderen Gemeindeformen, die anerkannten Gemeinschaften wie die Einrichtungen und Dienste mittels einer Analogie zu den örtlichen Kirchengemeinden beschreibt. Die Kirchenverfassung geht davon aus, dass die örtliche Kirchengemeinde die grundlegende Organisationsgestalt der Kirche darstellt und

ihr gerade deshalb in der gegenwärtigen Volkskirche eine besondere Verantwortung auch für die sogenannten übergemeindlichen Dienste zukommt. Diese dürfen bei einer zukünftigen Landesstellenplanung keinesfalls gegen sie ausgespielt werden, da die örtliche Kirchengemeinde als »Plattform« und »Drehscheibe« der modernen Volkskirche nur durch das ausgeglichene Miteinander der verschiedenen Funktionen und Kontexte des evangelischen Pfarrberufs ihre Verantwortung und Funktion als Vollform von Kirche erfüllen und ihren Mitgliedern und deren unterschiedlichem Partizipations- und Verbundenheitsverhalten gerecht werden kann.

*Prof. Dr. Klaus Raschzok  
Lehrstuhlinhaber für Praktische Theologie an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau und Vorsitzender des Grundfragenausschusses der Landessynode der ELKB, Neuendettelsau*

## „... dafür braucht es Gemeinden“

### *Neue Erkenntnisse aus Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen*

Die Reformation und die Kirchengemeinde – 500 Jahre einer höchst widerspruchsvollen Entwicklung. Das gilt zumindest, wenn man einen Blick auf die Entwicklung der lutherischen Kirchen wirft. Da stehen zu Beginn bei Martin Luther revolutionäre Thesen von einer Kirche, die ihre Basis in den sich selbst organisierenden, ja im Grunde genommen genossenschaftlich organisierten, Kirchengemeinden hat. In denen sich die Menschen als Priester und Priesterinnen ihresgleichen versammeln und einen oder eine der ihnen damit beauftragen, kontinuierlich das Evangelium auszulegen und die Sakramente zu spenden. Keine heilige Hierarchie und kein sakraler Überbau mehr. Die Bauern forderten gar, dass sie ihre Pastoren selbst wählen könnten. Die Kirche als Gemeinschaft von Menschen mit Gott. Es waren genau diese Gedanken, die Luther im Volk äußerst populär machten und zu

mindest in den ersten Jahren aus der Reformation eine wirkliche Volksbewegung erwachsen ließen. Aber dann kamen ganz andere Entwicklungen. Nüchtern gesagt: die Kirche wurde verstaatlicht. Kein Vertrauen mehr in die Basis. Landesherren übernehmen die Kirche in ihre Obhut, bereichern sich dabei an den Kirchengütern und stehen nun selbst an der Spitze der Kirche, die etwas verkündigen soll was durchaus in Distanz zu staatlicher Gewalt steht: das Reich Gottes. Spätestens mit der Abkehr von den Bauern 1525 – unter Legitimierung ihrer Abschichtung – ist die Reformation keine Volksbewegung mehr. Seitdem ist eine Kirchengemeinde zumindest immer auch eine abhängige Filiale; in der Wahrnehmung vieler gesteuert „von denen da oben“. Viele Entwicklungen hat es gegeben in den fünfhundert Jahren. Aber eines unser Probleme bleibt, dass das „Oben und Unten“ immer noch

vielfach so erlebt wird – obwohl das niemand mehr so will. Der Kraft, die möglicherweise in einer „genossenschaftlichen“ Organisation der Kirche vor Ort steckt, wird nicht vertraut. Im Gegenteil! Oder ändert sich das gerade in Bayern?

**Die widersprüchliche Dynamik von Kirche und Kirchengemeinde**  
Nun kann man diese Entwicklungen kontrovers diskutieren: man kann sie kritisieren, man kann sie legitimieren, man kann sie für unvermeidlich halten. Was aber unbestritten ist: seit Beginn unterliegt unsere Kirche – und zwar insbesondere die Situation der Gemeinden – einer widersprüchlichen und höchst ambivalenten Dynamik. Da steht auf der einen Seite der aus dem Priestertum aller Gläubigen erwachsene Anspruch auf sozusagen „selbstwirksame“ Kirchenmitglieder, der sich in einer entsprechend funktionierenden Gemeinde ausdrückt. Er hat sich in dieser Form in besonderer Deutlichkeit sicherlich eher nicht in den lutherischen, sondern in den reformierten Kirchen verwirklicht. Auf der anderen Seite wirkt sich aber das staatskirchliche Erbe unserer Kirche bis heute aus. Es steht für eine 400-jährige Tradition einer betonten ‚Verwaltung‘ der christlichen Religion; in der sie selbst letztlich quasi als Teil des staatlichen Handelns erfahren worden ist. Sie lebt vor allem in der letztlich anstaltlichen, parochialen Gemeindefradition Mittel und Nordeuropa weiterhin fort. Und sie führt bis heute dazu, dass die Kirchengemeinden faktisch immer wieder an den Rand der Aufmerksamkeit der Kirche rücken, denn das organisationsentscheidende Zentrum liegt in den nach wie vor quasi parastaatlich organisierten Synoden und hierarchisch wirkenden Amtsstrukturen.

Zwar betont unsere Kirche immer wieder, dass ihr Zentrum natürlich in den Gemeinden läge (wobei der Begriff auch nicht selten komplett vergeistigt wird). Gleichzeitig aber bildet sich spätestens mit den ersten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen ein prägender Mythos heraus, demgemäß die realen Kirchengemeinden eigentlich eine Verfallsform des Christlichen seien. In ihnen würden sich nur mehr Restbestände der Mitgliedschaft finden, die eigentlich längst aus

der Gesellschaft ausgewandert seien. Viel spannender seien jene vielen Christen, die sich nicht an ihnen beteiligen würden – die ‚Distanzierten‘ – wobei seltsamerweise die Menschen in den Gemeinden aber genau jene sind, die sich der Kirche und dem christlichen Glauben am stärksten verbunden fühlen. Diese aber, so meint man, würden sich nur mit sich selbst beschäftigen. Und genau dies sei, so die weitverbreitete These, einer der wesentlichen Gründe für den Rückgang der Kirchenmitgliedschaft und der religiösen Kommunikation in der Gesellschaft. Das alles wird immer wieder penetrant behauptet – und daraus werden organisatorische Konsequenzen gezogen, die sich seit der „Kirche der Freiheit“ letztlich in eine Reduktion der Ressourcen, die den Kirchengemeinden zur Verfügung gestellt werden, umsetzen sollen. Untersucht worden ist hingegen die Lage in den Kirchengemeinden in den letzten 50 Jahren so gut wie nicht. So ist es wirklich erstaunlich: Statt einmal genau hinzuschauen, was die der Kirche treu Verbundenen und sich religiös Engagierenden tatsächlich denken und tun, richtet sich das Augenmerk vieler Kirchenleitungen – und zwar je stärker die Krise offensichtlich wird, umso deutlicher – eher auf die anderen: auf die, die sich in Distanz zur Kirche befinden. Als wären die einen von den anderen völlig getrennt.

Diese Situation lässt sich bestenfalls als paradox beschreiben – ebenso paradox wie es die Geschichte der Kirchen und ihrer Gemeinden seit 500 Jahren ist. Von diesen 500 Jahren sind zumindest die letzten 150 Jahre als ein beständiges Schwanken zwischen einer sich emanzipierenden Welt der Kirchengemeinden und den Steuerungsansprüchen der Kirchenleitungen beschreibbar. Die neueren Entwicklungen, die nunmehr quer durch Deutschland das Schwergewicht der Ressourcen auf die mittleren Kirchenebenen legen und damit die Gefahr heraufführen, dass die Gemeinden faktisch weiter marginalisiert werden, werden durch die Vorstellung der Möglichkeit neuerer Gemeindeformen jenseits der Parochie legitimiert. Tatsächlich aber geht es hier oft genug, so meine These,

nicht wirklich um die Bildung sich selbst organisierender Gemeinden, sondern um die Bereitstellung religiöser und sonstiger Dienstleistungen, die sich an die unter den distanzierten Christenmenschen vermuteten religiösen und sozialen Konsumentenwünschen orientieren. Natürlich kann man – und muss man – diese Vorstellungen im Blick auf eine Stabilisierung der Kirchenmitgliedschaft unter jenen, die sich mit Gedanken an Austritt tragen, diskutieren. Und natürlich wird man auch nicht behaupten können, dass die Kirchengemeinden, wie sie sich heute darstellen, allesamt nur strahlende Perlen einer christlich religiösen Massenkultur wären. Die Kirchengemeinden tragen selbst zum Rückgang der Kirchlichkeit und der religiösen Kommunikation ohne Zweifel Entscheidendes bei. Sie tun dies genauso, wie es Pastorinnen und Pastoren als zentrale Repräsentanten der evangelischen Kirchen tun. Wenn man die gegenwärtigen Entwicklungen kritisch in den Blick nimmt, dann also auf keinen Fall mit restaurativen Absichten. Die Krise der Kirche muss ernsthaft in den Blick genommen werden; wir stecken mit Leib und Seele fest in einer Institution, die sich im Bedeutungsrückgang befindet. Aber ob der Abzug von Ressourcen, statt einer entschlossenen Zuwendung zu den Kirchengemeinden und ihrer Stärkung, der richtige Weg ist, scheint mir ausgesprochen zweifelhaft zu sein.

Für mich ist entscheidend, dass es bei dieser Frage nicht nur um irgendwelche Organisationsformen geht, über die man sich pragmatisch verständigen könnte. Nein: es geht stets auch um die Lebens- und Erfahrungsform des explizit Christlichen in der Gesellschaft. Der christliche Glaube pflanzt sich ohne Kirche – und ohne Kirchengemeinde – nicht fort. Auch das ist – neben vielem anderem – in der letzten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD deutlich geworden: Wer verlässliche Weitergabe des Glaubens will – die letztlich niemals ohne Familien läuft – der braucht Gelegenheiten und Angebote an Beziehungen; Einübung in den Glauben funktioniert nicht abstrakt – medial. Kritisch muss man aber zugleich sofort sagen: offensichtlich leisten unsere Beziehungsangebote,



spricht die Kirchengemeinden, das nicht mehr verlässlich. Dennoch geht es ohne sie nicht. D.h.: Es kann nur mit ihnen besser werden. Im Folgenden werde ich nun aus neueren empirischen Untersuchungen eine Reihe von Erkenntnissen über die Situation in den Kirchengemeinden, ihre Bedeutung für religiöse Kommunikation und die Stabilisierung der Kirchenmitgliedschaft herausarbeiten. Dabei wird sich zeigen, dass – rein empirisch-faktisch gesehen – die realen Kirchengemeinden nach wie vor die entscheidende, ja im Grunde die einzig wirklich in der Masse wirkende Drehscheibe der Kirche und des christlichen Glaubens sind. Das impliziert, dass sie für die Krise wie auch für einen möglichen Ausweg aus der Krise entscheidend bleiben. Es geht, um diesen Satz zu wiederholen<sup>1</sup>, in Zukunft nicht mehr *mit* den Kirchengemeinden wie sie jetzt sind, aber es geht auf keinen Fall *ohne* sie.

### Die kommunikative Reichweite vergrößern!

Aber nun ist dies nicht alles, was man zur Lage der Kirche und ihrer Gemeinden sagen kann. Denn wenn man auf diese Weise die Situation der Kirchengemeinden analysiert, tritt natürlich unmittelbar die Frage auf, wie sich die Kommunikation über die Kreise der Gemeinden hinaus mit den kirchlich Distanzierten oder gar mit Menschen, die nicht Mitglieder der Kirche sind, verbessern lässt. Dieses Problem ist ganz offensichtlich auch bei den erfolgreichen Gemeinden nicht per se gelöst. Auch wenn die in den Kirchengemeinden vorhandene Gemeinschaftsorientierung nicht notwendigerweise gegen eine Außenorientierung gerichtet sein muss: automatisch erfolgt sie sicherlich nicht, da sie stets mit einem erheblichen zusätzlichen Energieaufwand verbunden ist, der sozusagen „irgendwoher“ kommen muss. Welche Anreize zur Vermittlung des Glaubens in ihm bisher fremde Kreise hinein gibt es?

Will man folglich die kommunikative Reichweite der Kirche über die der Kirchengemeinden hinaus merklich vergrößern, so stellt sich

an erster Stelle die Frage nach Gelegenheiten und Anlässen, unter denen diese Menschen mit einem Bereich der Kirche zusammenkommen und aus der Begegnung in irgendeiner Form positiv tragende Schlüsse für eine Zuwendung zum christlichen Glauben ziehen können. Wer kommt für solche Begegnungen aber überhaupt infrage? Spannend sind in dieser Hinsicht empirische Einsichten in 2 Typen von Kirchenmitgliedern – Claudia Schulz und Eberhard Hauschildt haben sie aus der letzten Kirchenmitgliedschaftsstudie<sup>2</sup> errechnet –, die für solche Begegnungen überhaupt infrage kommen könnten. Sie vertreten Interessenlagen, die deutlich jenseits der Ortsgemeinde und ihren Bindungsformen greifen. Es sind näherhin beschrieben pragmatische, suchende und dabei „sich selbst beantwortende“ Verhaltensweisen, die hier greifen. Nicht um gesamtweltliche Transzendenz, sondern um „relative innerweltliche Transendenzen“ geht es, die gegenüber klassischen Gottesbildern und entsprechenden religiösen Formen eher abständig sind. Sie nutzen zum einen religiöse Dienstleistungen – und brauchen zum anderen Räume suchender, experimenteller Religiosität. Werden die neuen Angebote auf der regionalen Ebene solche Möglichkeiten bieten? Werden sie an Ortsgemeinden angedockt bleiben oder brauchen sie völlig neue Räume – im weitesten Sinne?

Fragt man weiter, wo sich ggfls. Anknüpfungspunkte finden lassen, so ist m.E. aus explizit missionarischen Strategien (z.B. Glaubenskurse etc.) wenig zu erwarten. Die mentalen und habituellen Voraussetzungen, sich als bisher Distanzierter in solche Kreise zu begeben, sind schlicht zu hoch. Faktisch wirken solche Aktivitäten modernisierend – bestärkend in Richtung höher Verbundener und haben so auch ihr Recht. Tatsächlich eher wirksam scheint mir allein ein indirekter Weg zu sein, den Steffen Merle vor kurzem plausibel mit dem pragmatischen Begriff der „Abduktion“ beschrieben hat<sup>3</sup>. Ab-

2 Der Aufsatz erscheint in Detlef Pollack / Gerhard Wegner, Die soziale Reichweite von Religion und Kirche, Würzburg 2017

3 Steffen Merle, Mitglieder gewinnen. Eine semiotische Rekonstruktion von religiösen Orientierungs- und Bindungsprozessen im Kontext der evangelischen Kirche. Berlin 2014

duktion bedeutet, dass ich aus dem Vorliegen bestimmter Phänomene Schlüsse auf ihre Entstehungsgründe oder auf einen sie bedingenden größeren Zusammenhang ziehe. Genau dieser Prozess setzt ein, wenn Menschen in der Kirche zum Beispiel aus Erfahrungen der Hilfe oder noch spezieller in der Diakonie etwas erleben, das sie dann auf den christlichen Glauben der betreffenden Akteure, mit denen sie zu tun hatten, ursächlich rückbeziehen können. Dann steckt sozusagen in der konkreten Hilfe „mehr“ drin, als man real – konkret erfahren hat. Und daran kann sich Glaube entzünden.

So etwas ist überhaupt nichts besonderes. Ich denke zum Beispiel an einen guten Freund der sich wegen mehrerer Krebsoperationen in Hannover stets in das einzige katholische Krankenhaus begab – und bewusst nicht in eines der drei evangelischen – weil die Atmosphäre dort ihn darin vergewisserte, dass er es mit liebevoll sich um ihn sorgenden Christenmenschen zu tun hatte. Woraus er diesen Schluss zog, war eben die Atmosphäre, die er dort erlebte, die sich aus vielen Kleinigkeiten und Einzelheiten ergab, aber von ihm gar nicht genau auf den Punkt gebracht werden konnte. Es war etwas Diffuses, Emergierendes, aber durchaus sehr Greifbares was für ihn das Zeichen dafür war, dass hier ein christlicher Geist regierte. Es ist eben solch ein Prozess, der höchst wahrscheinlich viel mehr Menschen als wir denken mit dem christlichen Glauben in Berührung bringt und sie – letztlich – etwas vom Wirken Gottes verspüren lassen, was sonst schnell übersehen wird. Näherhin betrachtet sind solche abduktiven Erfahrungen nicht viel anderes als Erfahrungen der Gottesbegegnung, der Epiphanie. Und sie eignen sich wahrscheinlich bei viel mehr Gelegenheiten, als wir denken. Aufgabe der Kirche ist es, solche Erfahrungen durch die Bereitstellung von Gelegenheiten zu „ermöglichen“, jedenfalls nicht zu hindern, und sie kommunikativ zu deuten.

### Kirchengemeinde als Drehscheibe der Mitglieder

Es ist nun erstaunlich, dass sich die neueste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung – wenn auch wider Willen – deutlich von der Tradition

1 Vergl. dazu Gerhard Wegner, Religiöse Kommunikation und Kirchenbindung. Leipzig 2014, S. 101 ff

ihrer Vorgängerinnen abgewendet hat und sich im Auswertungsband („Vernetzte Vielfalt“)<sup>4</sup> deutlich der Bedeutung der Kirchengemeinden zugewendet hat. Hier überrascht vor allen Dingen eine Zahl, die interessanterweise in der Auswertung zunächst übersehen worden ist: so fühlen sich 45 % der Kirchenmitglieder ihrer Ortsgemeinde sehr und ziemlich verbunden und ebenso etwa 44 % der evangelischen Kirche insgesamt. Die Landeskirchen, andere evangelisch diakonische Einrichtungen fallen demgegenüber weit ab. Nähere Berechnungen haben ergeben, dass zwischen den Verbundenen mit der Ortsgemeinde und denen mit der evangelischen Kirche insgesamt keine Differenzen bestehen: es sind dieselben Menschen. Das lässt nur die eine Schlussfolgerung zu, dass die Verbundenheit mit der Ortsgemeinde mit der Verbundenheit mit der evangelischen Kirche insgesamt gleichzusetzen ist. Und umgekehrt: wer sich der Ortsgemeinde verbunden fühlt, fühlt sich in der Regel auch der evangelischen Kirche generell verbunden. Ja, die starke Verbundenheit (sehr verbunden) liegt bei der Gemeinde mit 22 % noch höher als bei der Kirche insgesamt mit 15 %.

Damit ist die Kirchengemeinde – ganz nüchtern und rein faktisch – nach wie vor die mit Abstand wichtigste Drehscheibe der Kirchenmitgliedschaft. Die seit vielen Jahrzehnten gepflegte Vorstellung von der Existenz einer großen Gruppe von Evangelischen die sich der evangelischen Kirche als solcher verbunden fühlen, aber zu den Kirchengemeinden aufgrund deren randständiger Existenz Abstand halten würde, ist mit diesen Zahlen widerlegt. Und hinzu kommt ein weiterer wichtiger Aspekt: die Vorstellung davon, dass sich die Kirchenmitglieder in eine kleine Gruppe Hochverbundener und Hochreligiöser von bis zu 15% und dem großen Rest kirchlich Distanzierter aufteilen ließen stimmt so nicht. Tatsächlich sieht es sehr viel differenzierter aus. Es gibt etwa 15 % stark Verbundene, von denen große Teile in den Kirchengemeinden auch aktiv sind.

<sup>4</sup> Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2015

Aber dann gibt es einen – wie ich es nennen möchte – „Resonanzraum“ um die zentrale Gemeinschaft in der Kirchengemeinden herum von insgesamt etwa 45 % der Mitglieder, die prinzipiell das entscheidende Potenzial für eine kirchliche Kommunikation darstellen. Des weiteren wird man dann wahrscheinlich von weiteren etwa 45 % distanzierteren Kirchenmitgliedern und 10 % kurz vor dem Austritt Stehenden sprechen können. Das Kommunikationsfeld ist also wesentlich differenzierter, als viele denken und es ist, zumindest was die Wahrscheinlichkeit einer erfolgreichen Kommunikation anbetrifft, stark an die Kirchengemeinden angebunden. 45 %: das sind aber etwa 10 Millionen Menschen, die sich über die Kirchengemeinde der Kirche insgesamt verbunden fühlen. Diese Gruppe stellt das zentrale Feld von denjenigen Menschen dar, unter denen sich relativ verlässlich Resonanzen auf die Kommunikation der evangelischen Kirche erwarten lassen. Sucht man nach kommunikativen Potenzialen, so liegen sie in diesem Feld, und nicht unter den Distanzierten.

Natürlich gilt nun aber auch, dass sich nur eine Minderheit derjenigen, die sich der Kirche und der Ortsgemeinde stark verbunden fühlen, auch aktiv in ihr engagieren. Immer wieder ist in den Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen herausgearbeitet worden, dass nur eine Minderheit der Kirchenmitglieder z.B. Interesse an geselligen Begegnungen hat und dies gilt auch für die Gruppe der stärker Verbundenen. Aber die Kirche vor Ort entfaltet auch dort eine nachhaltige Bedeutung, wo man sich nicht regelmäßig beteiligt. Interessant ist in der KMU an dieser Stelle das Fazit von zwei Kollegen, die sich eher auf die Seite der kirchlich Distanzierten halten: „Auch unter den Bedingungen moderner gesellschaftlicher Differenzierung, religiöser Vielfalt und biografischer Mobilität, scheint die Kirche vor Ort aus der Sicht der Mitglieder von hoher, ja gelegentlich identitätsstiftende Bedeutung zu sein.“<sup>5</sup> Der Begriff der Kirche vor Ort schwächt natürlich den Hin-

<sup>5</sup> Jan Hermelink und Gerald Kretschmar, Die Ortsgemeinde in der Wahrnehmung der Kirchenmitglieder, In: Heinrich Bedford – Strohm und Volker Jung a.a.O., S. 59–68, hier S. 67

weis auf die Ortskirchengemeinde ab; tatsächlich aber ist Kirche vor Ort in der Regel die Ortskirchengemeinde. Durch die Präsenz der Kirche als Ortsgemeinde gewinnt die evangelische Kirche einen Großteil ihrer Sichtbarkeit in der Fläche.

Interessant sind an dieser Stelle Ergebnisse aus einer repräsentativen Befragung des SI der EKD zum Image der Kirche in der Stadt Hannover<sup>6</sup>. Hier gehören mittlerweile nur noch etwa 31 % der Bevölkerung zur Ev. Kirche – um 2000 waren es noch 40 %. Natürlich wird hier die Kirche über die großen Kirchen wahrgenommen – vorab die Marktkirche. Aber immerhin wissen 83 % der Evangelischen, zu welcher Ortskirchengemeinde sie gehören – und auch 44 % der Katholischen und 41 % der Konfessionslosen können ihren Wohnort der betreffenden evangelischen Gemeinde zuordnen. Fragt man weiter, dann kennen 84 % der Evangelischen und noch 52 % der Konfessionslosen „ihre“ Gottesdienste, 52 % bzw. 25 % Angebote für Ältere, 45 % bzw. 24 % kulturelle Angebote und noch über 40 % solche für Familien und Kinder. Eine Fokusgruppenstudie in Hannover unter denjenigen Kirchenmitgliedern, die besonders wenig mit ihrer Kirche verbunden und sozusagen nicht weit vom Austritt entfernt waren, machte drastisch deutlich, dass hier die Kirchengemeinde die einzige relevante Berührungsebene mit der Kirche überhaupt darstellt – allerdings dann auch als relativ unzugänglich erlebt wird.

### Das Profil der stärker Verbundenen

Nun ist immer wieder viel, wie schon oben angedeutet, über die Differenz zwischen den kirchlich-religiös stärker Verbundenen und den kirchlich Distanzierteren geforscht worden. Dabei hat sich das Interesse noch bis zur dritten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung stark auf die Mentalität der Distanzierten konzentriert, da ihnen ein stärkeres Verhaftetsein in den zentralen Sektoren der modernen Gesellschaft zugeschrieben wurde, das sich bei den der Kirche Hochverbundenen in den Kirchengemeinden so nicht finden würde.

<sup>6</sup> Das Image der Kirche in Hannover. Empirische Studie des SI. 2016. Noch nicht veröffentlicht.

Insofern gab es die Vermutung, dass sich bei den Distanzierten auch eine eher modernere Religiosität kristallisierte. Und das machte sie interessant.

In den neueren Studien wird nun eine andere Differenzierung bedeutsam, die meines Erachtens für die Zukunft der Kirche von großer Bedeutung ist und ernst genommen werden sollte. Die der Kirche Höherverbundenen zeigen nicht nur in allen religiösen und kirchlichen Dimensionen höhere Werte auf. Sie sind auch diejenigen, die insgesamt gegenüber Innovationen in der Kirche aufgeschlossener sind. Die Distanzierteren sind demgegenüber eher durch ein konventionelles Bild von Kirche geprägt, das sie bei ihren insgesamt ja selteneren Besuchen in der Kirche dann so auch bestätigt finden möchten. Sie verkörpern mithin eher das Bewahrende, Konservative in der Kirche. Wenn also etwas nicht stimmt – und wohl nie gestimmt hat – dann ist es die in manchen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen vertretene These von der unkritischen Übernahme amtskirchlicher Glaubensüberzeugungen bei den kirchlich hoch Verbundenen und damit einem dort vorhandenen Traditionsverhaftetsein und einer sich jeder Änderung verweigernden Haltung.

So formulieren Franz Grubauer und Eberhard Hauschildt prägnant: „Religiöse und kirchliche Interaktion aktualisiert das Bild von der Institution Kirche, die als relevant erscheint. Fehlende Interaktion optiert für die... randständige Einkehr in die ewig gleichbleibende Kirche.“<sup>7</sup> Damit ergibt sich die große Bedeutung einer meistens kirchengemeindlichen oder jedenfalls intensiveren kirchlichen Kommunikation gerade bei denjenigen, die neue Formen und eine sich insgesamt experimentell verstehende Kirche haben wollen. „Bei fehlender Interaktion wird in der Wahrnehmung von Kirche interessanterweise das traditionale Bild gepflegt, während bei bestehender Interaktion eine vergleichsweise moderne Kirche wahrgenommen wird – in dem Sinne, dass man sich im Verhältnis zur Kirche als selbstbestimmter erfährt und dass die Kirche weniger traditionale

7 Franz Grubauer und Eberhard Hauschildt, Religion und Kirche in personaler Kommunikation, in: Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung, a. a. O., S. 69–89. Hier S. 86.

Charakteristika hat.“<sup>8</sup> Im Umkehrschluss kann gesagt werden, dass sich mit kirchlich distanzierteren Mitgliedern entsprechende „Modernisierungen“ gerade nicht in Gang setzen lassen. Wenn man die Kirche verändern will, dann braucht es Menschen, die sich in ihr für sie kritisch stark machen und für ihre Veränderung engagieren – und diese findet man in der Nähe von Gemeinden und darüber hinaus, wenn überhaupt, unter den besagten 45 %. In dieser Hinsicht haben gerade auch Gruppen, die sich in den Gemeinden, aber sicherlich auch darüber hinaus finden lassen, eine große Bedeutung. Nicht das abstrakte Kollektiv einer Gemeinde hat entscheidende Wirkungen: „sondern vielmehr in der Bindung an die vielen kleinen miteinander verbundenen Gemeinschaften innerhalb der Gemeinden, die sich durch persönliche Kontakte auszeichnen wird wertvolles Sozialkapital gebildet und ehrenamtliches und freiwilliges Engagement ermöglicht und verstetigt.“<sup>9</sup> (Gert Pickel)

Eine besonders große Bedeutung haben Kirchengemeinden zudem, was die Gewinnung und Aktivierung von Ehrenamtlichen anbetrifft. Sobald man Kirchengemeinden fusioniert, geht das auf Kosten der Zahl der Ehrenamtlichen. Welche Folgen eine Verlagerung von Aktivitäten von Kirchengemeinden auf die mittlere Kirchenebene hat, muss in dieser Hinsicht noch überprüft werden; aber deutlich ist dass die Kirchengemeindeebene vor Ort Engagementmöglichkeiten gerade auch für Menschen mit geringerer Bildung und geringerem sozialen Status aufweist. Wenn sich die kirchlichen Aktivitäten aber immer stärker auf die mittlere Ebene verlagern, ist davon auszugehen dass dann auch bei der Kirche die klassischen Ehrenamtseffekte greifen, nämlich die Monopolisierung des Ehrenamtes durch sozial höher Gestellte und umfangreicher Gebildete.

Bei all dem ist immer wieder daran zu erinnern, dass sich die Frage, ob man mit Ehrenamtlichen arbeiten will oder nicht, nicht nur

8 Ebd., S. 88

9 Gert Pickel, Sozialkapital und zivilgesellschaftliches Engagement evangelischer Kirchenmitglieder als gesellschaftliche und kirchliche Ressource. In: Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung (Hg.) a.a.O., S. 279–301. Hier S. 298

pragmatisch stellt, sondern zum Selbstverständnis, zur Identität unserer Kirche gehört. Hinter der Entscheidung, sich stärker um Ehrenamtliche zu kümmern und viele Aufgaben auf sie zu übertragen, wie sie in den letzten 20 Jahren in unserer Kirche umgesetzt worden ist, steckt eine letztlich gemeindliche Vorstellung, die darauf beharrt, dass sich das Evangelium, der Glaube – und in der Folge dann eben auch die Kirche – über Menschen, selbstbestimmt und ihre Selbstwirksamkeit entfaltend, fortpflanzt. Ehrenamtliches Engagement wächst zentral über die Bindung in Gruppen und diese wiederum brauchen organisatorische Settings in denen sie sich entfalten können. Natürlich müssen dies nicht klassische Ortskirchengemeinden sein, aber sie bieten bisher in dieser Hinsicht sehr gute Rahmenbedingungen.

#### Wie geht es den Kirchengemeinden?

Nun ist mit dem Hinweis auf die Bedeutung der Kirchengemeinden für die Weitergabe des Glaubens und die Reproduktion der Kirchenmitgliedschaft alleine noch nicht viel gesagt. Es könnte auch sein, dass sie gerade wegen dieser großen Bedeutung für den Bedeutungsverlust unserer Kirche ursächlich sind. Wie sieht es also in den Kirchengemeinden aus? Wie verstehen sie sich selbst, wie organisieren sie sich? Welche Leistungen erbringen sie und wie kommunizieren sie mit ihrer Umwelt?

Um diese Fragen zu beantworten, hat das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD eine groß angelegte repräsentative Untersuchung unter 10 % aller Kirchengemeinden in Deutschland durchgeführt und 2015 veröffentlicht<sup>10</sup>. Befragt wurden die leitenden Gremien in den Gemeinden sowie die Pastorinnen und Pastoren hinsichtlich ihrer Sicht auf ihre eigene Gemeinde. Erstaunlich ist: dies ist die erste repräsentative Studie über Kirchengemeinden überhaupt seit den fünfziger Jahren in Deutschland! Deutlich wird in dieser Studie zunächst einmal, dass es die Kirchengemeinde, die als Basis für pauschale Urteile dienen könnte, natürlich nicht gibt. So ziemlich

10 Hilke Rebenstorf, Petra-Angela Ahrens und Gerhard Wegner, Potenziale vor Ort. Erstes Kirchengemeindebarometer. Leipzig 2015

alles in den Kirchengemeinden differiert, und zwar nicht nur nach geographischer Lage oder demographischen Verhältnissen. Interessant ist jedoch, dass zum Beispiel ein Viertel der befragten Kirchengemeinden eigene Fördervereine hat und ein Zehntel über eigene Stiftungen verfügt. Das ist doch beachtlich! Deutlich wird zudem ganz generell auch, dass die Situation in ländlichen Gebieten schwieriger ist als in städtischen. Fragt man, welche Angebote und Aktivitäten den Kirchenältesten am wichtigsten sind, so rangieren der Gottesdienst, die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen sowie der Gemeindebrief ganz vorne. Klar ist allerdings auch, dass das tatsächliche Angebot für Jugendliche und für Familien hinter der eingeschätzten Relevanz zurückfällt. Spannend ist weiter, dass die Kirchenältesten bei der Mehrzahl der Aktivitäten eine soziale Ausrichtung wahrnehmen; einzig der Gottesdienst sowie Bibel- und Gesprächskreise seien stärker religiös ausgerichtet. Die soziale und die religiöse Ausrichtung schließen sich jedoch gegenseitig nicht aus. Am wichtigsten ist den Kirchenältesten insgesamt gesehen die Stärkung des Zusammenhalts in der Kirchengemeinde (Förderung der Gemeinschaft). Allerdings spielt auch die Vorstellung, Neues zu entwickeln und die Nutzerzahlen zu steigern, eine nicht geringe Rolle.

Was die Einschätzung der Lage der eigenen Gemeinde anbetrifft, so ist die Zufriedenheit insgesamt hoch und steigt mit zunehmender Urbanität. Blickt man in die Vergangenheit zurück, so wird die Entwicklung von rund 40 % der Befragten als positiv eingeschätzt – die zukünftige Entwicklung jedoch deutlich weniger. Als Ursachen für die negative Entwicklung in der Vergangenheit wie in der Zukunft wird auf allgemeine gesellschaftliche wie demographische Entwicklungen und auch auf die Entscheidungen der Landeskirche, mit Eingriffen in Ressourcen und Struktur der Gemeinden, verwiesen. Demgegenüber basieren positive Einschätzungen der Zukunft auf der eigenen Arbeit in der Gemeinde und in den leitenden Gremien. Überhaupt hat die Einschätzung der Kooperation und Kommunikation in den lei-

tenden Gremien für die Gesamteinschätzung der Situation eine enorm hohe Bedeutung. Demgegenüber besteht im Hinblick auf übergreifender Strukturen (zum Beispiel Zusammenlegung von Gemeinden) eine sehr große Distanz. Gegenüber landeskirchlichen Steuerungsebenen scheint fast ein Gefühl von Hilflosigkeit bestehen – sowie auch gegenüber gesellschaftlichen Entwicklungen. Während nach eigenen Angaben vielfältige Beziehungen zu kommunalen Gremien Schulen, Vereinen usw. existieren, ist die Beziehung zu anderen kirchlichen Ebenen oberhalb des Kirchenkreises distanziert.

In der Studie ist auch der Versuch unternommen worden, die Kirchengemeinden insgesamt auf unterschiedliche Typen zu verrechnen und sie im Blick auf positive Zukunftsperspektiven bzw. einen aktuellen Niedergang zu gruppieren. Tut man dies, dann zeigen sich, dass die Faktoren des Vertrauens auf die eigene Kraft; einer gewissen Außenorientierung der Kirchengemeinden auf ihre Umwelt und ihre eigene Organisiertheit entscheidend für ihren Erfolg sind. Der erfolgreichste Typ ist die sich „positiv entwickelnde aktive Kirchengemeinde“, zu der etwa 13 % zählen. Entscheidend ist, dass in der Bewertung der vergangenen und zukünftigen Entwicklung weniger alles determinierende Trends benannt, sondern die eigene Gemeindegemeinschaft, die man selbst verantwortet, hervorgehoben wird. Überdurchschnittlich häufig gibt es hier Ausschüsse für Kindergarten, Jugend, Öffentlichkeitsarbeit usw. ebenso auch für Diakonie. Sie weisen einen über durchschnittlichen Anspruch an eine stark soziale Gemeinde auf – wollen aber auch kulturell ausgerichtet sein. Es gibt viel Arbeit an Leitbilderentwicklungen; man nutzt externe Beratung und verfügt über Verfahren zur Selbstkontrolle. Ihr ähnlich wirkt die „zufriedene westdeutsche Wachstumsgemeinde im urbanen Raum“, die etwa 10 % der Gemeinden umfasst. Auch hier ist auffallend, dass sie sich mit Verfahren des Organisationsmanagements beschäftigen und professionelle Managementmethoden einsetzen. In einem überdeutlichen Maße werden hier Kinder, Familien andere

Zielgruppen angesprochen. Etwas überdurchschnittlich orientiert man sich hier an der Umgebung der Kirchengemeinden. Bei der inhaltlichen Ausrichtung steht auch hier das Soziale vorne an – aber es findet sich auch eine starke religiöse Ausrichtung im Vordergrund der Eigeneinschätzung der eigenen Arbeit in der Gemeinde wie auch der Leitung selbst. Blickt man dagegen in die eher im Niedergang befindlichen Kirchengemeinden: sie finden sich sehr viel stärker im ländlichen – eher ostdeutschen Raum – sieht die Welt anders aus. Die Situation wird als schlecht beschrieben und auch von der Zukunft wird nicht viel anderes erwartet. Allerdings wird auch nicht viel in Richtung Selbstorganisation unternommen, um aus der Situation heraus zu kommen. Offensichtlich fehlt die Kraft in diesen Gemeinden, etwas Neues zu beginnen.

**Kraftfaktor: Selbstorganisation!** Fasst man die Ergebnisse der Studien dahin gehend zusammen, was die Faktoren für eine positive Entwicklung in den Gemeinden betrifft, so wird vor allem zweierlei deutlich: zum einen werden positive Entwicklungen auf die eigene Gestaltungskraft zurückgeführt und damit das Gefühl des Ausgeliefertseins an andere Akteure zurückgedrängt. Und zum zweiten gibt es einen deutlichen Zusammenhang des Einsatzes von Managementverfahren, Zielgruppenarbeit und Organisationsentwicklung mit einem positiven und erfolgsorientierten Selbstverständnis in den Leitungen. Wo es hingegen erkennbar Organisationsdistanz gibt, stellen sich entsprechende positive Erfahrungen weniger ein. Es ist – selbst beim Scheitern eines Projektes – immer noch besser zu wissen, wem das Scheitern ggfs. zuzurechnen ist, als nur blind Scheitern beklagen zu müssen.

Eines allerdings ist übergreifend sehr deutlich: entscheidend in den Kirchengemeinden ist das Gefühl eines starken Zusammenhalts und eine entsprechende gute Kommunikation untereinander. Demgegenüber treten eher funktionale Sachorientierungen (Organisation) zwar nicht in den Hintergrund aber sie haben deutlich den Charakter von Instrumenten und dominie-

ren nicht das gesamte Geschehen. Zudem gibt es in den leitenden Gremien deutliche religiöse Interessen, die sich aber nur selten in ein missionarisches Engagement in der Richtung umsetzt, dass religiöse Kommunikation als solche offensiv ausgeweitet werden sollte. Demgegenüber ist anscheinend ein soziales Interesse im weitesten Sinn sehr viel konsensfähiger. Damit decken sich die Erkenntnisse des Kirchengemeindebarometers zum einen mit den Einschätzungen der Kirchenreformdiskussion insgesamt: dass nämlich die Organisationsfähigkeit der Kirche verbessert werden müsste. Auf der anderen Seite widersprechen sie ihr aber auch im Blick auf die große Bedeutung von Gemeinschaftserfahrungen bzw. von Gruppenbezogenheit für die Stabilisierung der Kirchengemeinden. Das bedeutet nichts anderes, als: es braucht entscheidende Anstöße, um Verfahren zu verbessern, damit die kirchliche Arbeit klarer und transparenter strukturiert wird. Nur so lassen sich nicht nur Brücken aus dem inneren Kreis der Kirchengemeinde heraus schlagen, sondern nur so lassen sich überhaupt Erfolge den eigenen Anstrengungen zurechnen und damit positive Entwicklungslinien in die Zukunft aufzeigen. Auf der anderen Seite aber müssen diese Anstrengungen an die Erfahrung von gelingender Kommunikation und Zusammenhalt und d.h. letztlich an interaktive Bezogenheit gebunden sein um als erfolgreich eingeordnet werden zu können. Das bedeutet, es geht nicht um Organisiertheit im Sinne einer Angebotsentwicklung als solcher, die sich auf einen religiösen Markt bewährt. Sondern es geht um interaktive Bezogenheit von Menschen, die sich in der einen oder anderen Form „kennen“. Damit ist die Reichweite von kirchengemeindliche Arbeit beschränkt und es kommt zur Herausbildung von kommunikativen Kerngruppen – sie werden in der fünften Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung als „Central Community“ bezeichnet. Ohne solche Gruppen scheint es nicht zu gehen, jedenfalls solange man den Anspruch hat, es überhaupt noch mit Kirchengemeinden zu tun zu haben.

## Christlicher Glaube in Alltag und Beruf

Vor 500 Jahren hat die Initiative Martin Luthers trotz aller Ambivalenzen, die Welt auf den Kopf gestellt. Ohne ihn würde es uns heute wohl kaum geben. Was würde er zu unseren Problemen, strategischen Überlegungen und alle möglichen Kalkülen, die Kirche wieder stärker zu machen und die Mitgliedschaft zu stabilisieren, wohl sagen? Würde er größere Strukturformen einleiten, die Zahl der Gemeinden reduzieren und kirchliche Dienstleistungszentren einrichten? Wer will das verbindlich sagen? Seine Zeit war eine völlig andere – insbesondere darin, dass er nicht auf die Idee kam den Glauben missionarisch zu verkünden sondern die vielen verschiedenen sich ineinander vermengenden und übereinander herfallenden Glaubensvorstellungen zu sortieren und den Menschen einen plausiblen Weg zu weisen. Er hatte kein Problem mit mangelnden religiösen Ressourcen oder mit einer weniger werdenden religiösen Kommunikation – ganz im Gegenteil!

Dennoch denke ich aber, dass ihm heute größere organisatorische Umbauten der Kirche wohl doch nicht einfallen würden. Ich glaube das deswegen nicht, weil seine ganze überdeutliche Polemik dagegen zielte, die Energie des Christlichen in die Kirche zu stecken – ihm ging es vielmehr zentral darum, das Christliche im Alltag der Welt zu identifizieren und den christlichen Glauben im Beruf und in der Arbeit zu leben. Wie kein anderer konnte er darüber spotten, dass es gar nichts bringt, eine große Pilgerreise nach Santiago de Compostela zu unternehmen oder gar für den Bau der Peterskirche in Rom zu spenden. Der wirkliche Gottesdienst, so betonte es immer wieder, findet im Dienst für den Nächsten in der normalen Arbeit statt und das gute Werk geschieht dann, wenn ich meine Arbeit so ausführe, dass ich dabei niemanden schade, niemanden übervorteile, ihm seinen gerechten Lohn zahlen und mir selbst auch nicht mehr aneigne, als mir zukommt. Für mich ist es diese Dimension der Bewährung in den weltlichen, leiblichen Dimensionen, die ganz entscheidend die Faszination der reformatorischen

Wende des Glaubens ausmacht. Auch wenn es banal klingt: die Bewährung des Christen vollzieht sich nicht am Sonntag sondern im Ausleben seiner Berufung im Alltag. Sich in dieser Hinsicht der Arbeit im Alltag widmen zu können – ohne dies als etwas minderwertiges und vor Gott letztendlich vollkommen Gleichgültiges begreifen zu müssen – das war die große Revolution der Reformation.

Ob es uns gelingt, diese Dimension wieder zum Leuchten bringen zu können? Das Reformationsjubiläum jedenfalls hat bisher in meiner Wahrnehmung schon etwas Neues mit sich gebracht: nämlich die lutherische Entdeckung des Berufs als Aktualisierung unserer Berufung neu buchstabieren zu lernen. Dabei geht es nicht um die Neuentdeckung irgendeines religiös theologischen Gedankens. Sondern es geht darum, den Kern des Erwachsenenlebens eines Menschen wieder neu vor Gott zu bringen bzw. ihn theologisch zu füllen. Unsere Kirche, und in gewisser Hinsicht gerade auch unsere Kirchengemeinden, haben an diese aktive Welt der Lebensbewältigung der Menschen, an Arbeit, Wirtschaft, an Technik und Wissenschaft, den Anschluss zu oft verloren. Was das öffentliche Image anbetrifft, so ist unsere Kirche eine Agentur für all diejenigen, die mit der aktiven Berufswelt der Menschen nichts mehr zu tun haben, den Kindern auf der einen und den Älteren auf der anderen Seite. Damit sind wir als Kirche insgesamt aus dem Zentrum der Gesellschaft emigriert worden – um es so zu sagen. Deswegen dürfen wir uns gerne für die Armen und Schwachen der Gesellschaft stark machen und sogar politisch auf ihre Seite schlagen. Aber an dieser Stelle die reformatorischen Einsichten in den weltlichen Gottesdienst der Christen entschieden zu reaktualisieren und wieder zu leben, was berufen zu sein bedeutet – und zwar in jedem Beruf – darauf kommt es an. Aber das geht auf keinen Fall alleine. Dafür braucht es Gemeinschaft – dafür braucht es Gemeinden.

*Prof. Dr. Gerhard Wegner  
Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD  
Mitglied im wissenschaftlichen Beirat KMUV*

## Liebe Leserin, lieber Leser!

Grüß Gott – ich bin der Neue, der neue Schriftleiter. Manche werden mich näher oder vom Hörensagen kennen. Beim Pfarrer- und Pfarrfrauenverein bin ich seit meiner Vikarszeit. Es ist ja nicht verkehrt, als Arbeitnehmer einer Gewerkschaft anzugehören. So sehe ich den Verein primär. Dass der Begriff nicht wirklich stimmt, ist mir klar. Tarifverhandlungen kann der Verein nicht führen. Aber er vertritt die Interessen seiner Mitglieder beim Arbeitgeber. Davon bin ich überzeugt. Er pflegt auch die Solidarität unter den Mitgliedern. Das hat mir z. B. bei der Aktion „Pfarrer helfen Pfarrern“ gefallen.

Mein Vorgänger Martin Ost hat mich in den vergangenen Monaten geduldig und freundlich in die Details der Schriftleitertätigkeit eingeführt, auch auf manchen Fahrten zur Redaktion nach Nürnberg, wo ich bereitwillig „aufsitzen“ konnte. Vielen Dank für alles, Martin, auch aus diesem Artikel heraus! Gerne übernehme ich auch deine Definition, dass das Korrespondenzblatt das Blatt seiner Leserinnen und Leser ist und ihnen ein Forum zum Austausch von Meinungen und Kenntnissen bietet. Das darf nach meiner Überzeugung von verschiedenen Denkansätzen aus und durchaus auch kritischer herausfordernd geschehen. Und natürlich ist dieses Blatt auch ein Organ des Vorstands, sodass Vorstandsberichte ggf. breiten Raum einnehmen.

Diese Nummer ist geprägt von den Diskussionen um PuK „(Profil und Konzentration“) mit zwei längeren wissenschaftlichen Beiträgen für eine fundierte Meinungsbildung.

Ihr / Euer  
Christian Weitnauer

## Ankündigungen

### EBZ Bad Alexandersbad

#### ■ Zeit für Kreativität, Zeit für Achtsamkeit

Mal- und Gestaltungsworkshop  
30.06.-02.07.17

Fernab vom Trubel des Alltags und der Stadt, sich ein Wochenende Zeit nehmen für sich selbst mit Pinsel, Farben und Kreiden sowie Ton – darum geht es in diesem Seminar.

Mitzubringen ist ausschließlich die Freude am Tun. Vorkenntnisse sind nicht nötig. Material wird gestellt.

Leitung: Cornelia Brey, Kunsttherapeutin und Heilpraktikerin  
Kosten: 150,00 EUR im Einzelzimmer mit Du/WC

#### ■ Meditatives Bogenschießen

07.-08.07.17

Das Meditative Bogenschießen ermöglicht die Erfahrung, dass es auch anders geht als sich von „weiter, höher, schneller“ überfordern zu lassen. Methodisch arbeiten wir daneben mit meditativen Impulsen, Zeiten der Stille, Feedback und Gesprächen in der Gruppe.

Der Leiter des Kurses wurde als Kind in Papua-Neuguinea in das traditionelle Bogenschießen eingeführt.

Leitung: Dr. habil. Haringke Fugmann, Kirchenrat PD

Kosten: 139,00 EUR im Einzelzimmer mit Du/WC zzgl. 20,00 EUR Materialkosten

#### ■ „Die Welt im Kleinen“

14.-16.07.17

Naturfotoworkshop Spezial „Makrofotografie“

Die fast verborgene Welt entdecken – mit der Makrofotografie wird es möglich! Das Seminar unterstützt Sie mit viel Praxis dabei, Ihren Weg im Kleinen fotografisch zu finden. Beeindrucktes Staunen ist mit einem guten Makrofoto immer garantiert.

Der Schwerpunkt liegt auf der Praxis – bei jedem Wetter. Voraussetzung ist eine makrotaugliche Ausrüstung.

Mitzubringen sind: Spiegelreflex- oder Systemkamera, Zubehör, Stativ und

Laptop

Leitung: Dr. Ferry Böhme, Fotograf  
Kosten: 220,00 EUR im Einzelzimmer mit Du/WC

Anmeldung: EBZ Bad Alexandersbad,  
Tel. 09232/9939-0,

E-Mail: [info@ebz-alexandersbad.de](mailto:info@ebz-alexandersbad.de)  
oder unter [www.ebz-alexandersbad.de](http://www.ebz-alexandersbad.de)

### Studienzentrum Josefstal e.V.

#### ■ Don't panic – We live in a beautiful world.

10.-12.07.17

Kursort: Augsburg, Grandhotel Cosmopolis

Gesellschaft mitgestalten – Konkrete Utopien leben.

Kurskosten: 249 € Kursgebühr incl. Vollpension im EZ/Dusche

Mehr dazu unter: <http://www.josefstal.de/kurse/sozial/politischebildung/2017-07-10/CeOR.html>

#### ■ Grenzenlos begegnen (eLearning-Kurs) – Die Praxis digitaler internationaler Jugendarbeit

18.09.-27.10.17

Kurskosten: 190 € Kursgebühr

Mehr dazu unter: <http://www.josefstal.de/kurse/sozial/politischebildung/2017-07-10/CeOR.html>

#### ■ Zwischen Tür und Angel – Seelsorge in der Jugendarbeit

25.-29.09.2017

Kursort: Josefstal

Kurskosten: 290 € Kursgebühr incl. Vollpension im EZ Classic

Mehr dazu unter: <http://www.josefstal.de/kurse/spirituell/2017-09-25/PkGy.html>

Anmeldung: Studienzentrum für evangelische Jugendarbeit in Josefstal e.V., Aurachstr. 5, 83727 Schliersee, Tel.: 08026 – 97 56 -0, Fax: 08026/ 9756-50, E-Mail: [studienzentrum@josefstal.de](mailto:studienzentrum@josefstal.de); Internet: [www.josefstal.de](http://www.josefstal.de)

### Geistliches Zentrum Schwanberg:

#### ■ Von der Kunst, aus der Fülle zu leben – ein lebenspraktisches Seminar zum Thema Resilienz

Dieses Seminar richtet sich insbesondere an Menschen, die an ihrer Belastungsgrenze stehen.

15. – 18.06.2017

Leitung: Dr. Antje Rüttgardt

Kursgebühr: 150 EUR

Unterkunft und Verpflegung im Schloss: 229 EUR

Kursbeginn mit dem Kaffeetrinken

#### ■ Aquarellkurs

Dieser Kurs möchte Anfänger und Fortgeschrittene dazu einladen, die Aquarellmalerei neu zu entdecken oder sich darin zu üben.

16.-18.06.17

Leitung: Maria Theresia von Fürstenberg

Kursgebühr: 140 EUR (zzgl. Materialkosten)  
Unterkunft und Verpflegung im Schloss: 164 EUR  
Kursbeginn mit dem Mittagessen

■ „Veni sancte spiritus“  
– Pfingstgesänge des Gregorianischen Chorals

Wir werden die Antiphonen und Hymnen gemeinsam singen, ihre Texte und ihre Überlieferung in früheren Notationen befragen und sie zusammen mit den Schwanberggästen in Stundengebete und Gottesdienst feiern.

22. – 25.06.2017

Leitung: Réka Miklós, Sr. Dorothea Beate Krauß CCR

Kursgebühr: 140 EUR

Unterkunft und Verpflegung im Schloss: 225 EUR

■ Plastisches Gestalten

Materialien wie Sandstein, Marmor, Speckstein und Holz fordern heraus, den Gestaltungsprozess von der Idee bis zum fertigen Werk individuell umzusetzen.

04. – 09.07.2017

Leitung: Peter Licht

Kursgebühr: 200 EUR (zzgl. Materialkosten)

Unterkunft und Verpflegung im Haus St. Michael: 328 EUR

Kursbeginn mit dem Mittagessen (s. Seite 103)

■ Gottes Spuren entdecken

– Mit dem Herzen fotografieren

Keine fotografische Erfahrung notwendig. Bringen Sie aber bitte eine einfache Kamera mit, die Sie gut bedienen können.

Themen des Kurses sind: Meditative Übungen zum Sehen mit dem Herzen, Entdecken der eigenen Kreativität und Einzigartigkeit, Umgang mit Längeweile, Licht, Farbe, Textur

07. – 09.07.17

Leitung: Catherine Avak,

Dr. Ulrike Strerath-Bolz

Kursgebühr: 130 EUR, zzgl. Kosten für Fotoausdrucke

Unterkunft und Verpflegung im Schloss: 148 EUR

Nähere Informationen zu den Kursen unter Tel. 09323-32-184, Anmeldung unter:

Geistliches Zentrum Schwanberg, Rezeption

97348 Rödelsee

Tel.: 09323-32-128

rezeption@schwanberg.de,

www.schwanberg.de

## Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg

■ Einkehrtage „Du meine Seele singe“  
Die Psalmen und ihr Reichtum

14.–16.07.17

In den Psalmen verdichten sich die Erfahrungen von Freude und Hoffnung, von Trauer, Leid und Klage. Die Psalmdichter bringen ihre Glaubenserfah-

rungen in aller Tiefe zum Ausdruck.

An diesem Seminarwochenende wird mit inhaltlichen und theologischen Impulsen, ebenso aber auch mit dem Sprechen, Singen und Meditieren ausgewählter Psalmen Raum für eigene Begegnungen gegeben.

Kosten (inkl. Seminargebühr): EZ: 180,50 €;DZ: 171,50 €;o.Ü.: 115,00 €

Leitung: Pfr. Christoph Seyler, Leiter des EBZ Hesselberg; Susanne Schrage, Stimm- und Atempädagogin, Kirchenmusikerin;

■ Auch Engel machen einmal Pause-Zeit zum Aufatmen für Ehrenamtliche  
28.–29.07.17

Angesprochen sind alle, die sich ehrenamtlich gerne für andere einsetzen und dort helfen, wo sie gebraucht werden – besonders in der Arbeit für Flüchtlinge.

Angeboten wird eine Möglichkeit zum Innehalten. Von Freitag bis Samstag wird Zeit sein für Entspannung, kleine Geschichten und meditative Impulse. Die Teilnehmenden können dadurch selbst Auftanken und Aufatmen.

Das Seminar ist für Ehrenamtliche kostenfrei. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern bezuschusst die Veranstaltung über die AG „Wir schaffen Herberge“ und übernimmt die Kosten für Seminargebühr, Übernachtung und Verpflegung für Ehrenamtliche.

Leitung: Sabine Nollek, Physiotherapeutin; Dr. Christine Marx

■ Ausblicke und Einblicke

Meditatives Wandern rund um den Hesselberg

31.08.–03.09.17

Ein verlängertes Wochenende mit leichten Halbtageswanderungen (je 5 – 6 km) am und rund um den Hesselberg. Dieses meditative Wanderseminar will Ausblicke in das Land und Einblicke in die Seele miteinander verknüpfen. Hier und dort gibt es weite Räume zu entdecken. Mit einfachen Übungen und stillen Zeiten lassen wir uns durch die Natur dazu inspirieren, diese Räume wertschätzend zu erkunden und den Horizont zu weiten.

Wanderziele: Hesselberg, Spielberg, Gelber Berg, Arberg, Rechenberg.

Die Wanderungen beginnen meist schon auf halber Höhe, die Anstiege halten sich deshalb in Grenzen und auch das Wandertempo ist maßvoll. Ausführlicher Flyer erhältlich.

Leitung: Werner Hajek, Bildungsreferent, Natur- und Landschaftsführer; Brigitte Seeberger, Übungsleiterin für Fitness und Gesundheit

■ Basis-Studienreise ISRAEL

in Kooperation des Evang. Bildungszentrums Hesselberg mit dem Evangelischen Bildungswerk Donau-Ries

05.11.17 – 12.11.17

Israel, Ursprungsland unseres Glaubens, das Land, in dem Jesus gelebt hat, das Land, das viele unserer christlichen Riten und Traditionen prägt und beeinflusst, das Land, in dem die

Vielfalt christlicher Glaubensformen auf engstem Raum zusammentrifft, das Land, das mit der facettenreichen jüdischen Geschichte provoziert und auch das Land, das einen Brennpunkt der Friedensfrage zwischen Religionen und Kulturen darstellt – dieses Land wollen wir in den Hesselberger Studienreisen gemeinsam erleben.

Im jährlichen Wechsel mit sog. Aufbaureisen (mit den Schwerpunkten „Wandern in den Wüsten Israels“, „Wanderreise Berge im Heiligen Land“, „Jordanien, das Heilige Land östlich des Jordans“) bieten wir nun wieder die „Grundreise“ an für alle, die Israel neu kennen lernen möchten. Ausführlicher Flyer erhältlich.

Verbunden mit dieser Reise ist eine Einführungsveranstaltung auf dem Hesselberg vom 22.09. – 23.09.17 (Freitagabend bis Samstagnachmittag).

Reiseleitung: Pfr. Christoph Seyler, Leiter des Evang. Bildungszentrums Hesselberg; Christa Müller, pädagogische Mitarbeiterin für Erwachsenenbildung in der Region Hesselberg & pädagogische Leiterin des evangelischen Bildungswerkes Donau-Ries e.V.

Reiseveranstalter: Kreativ Reisen GmbH (Auhausen) in Zusammenarbeit mit Sar-El Tours Jerusalem

## Diakonie.Kolleg

■ Basiswissen psychiatrische Erkrankungen in Theorie und Praxis

13.–15.11.17, Rummelsberg

In kleineren Übungseinheiten eignen sich die Teilnehmenden praktisches Wissen für den betreuenden Umgang von psychiatrisch Erkrankten und deren Angehörigen an.

Referent: Christoph Reck

■ Kann ich Sie mal kurz was fragen? – Seminar für Mitarbeitende in Sekretariat und Verwaltung –

29.11.–01.12.17, Heilsbronn

Durch eine bewusste, wirkungsvolle Kommunikation können wir Gesprächssituationen souverän steuern und positiv beeinflussen.

Referentin: Marion Putzer

Information und Anmeldung:

Diakonie.Kolleg. Bayern.

Tel. 0911 9354-412

info@diakoniekolleg.de

www.diakoniekolleg.de

## Arbeitskreis Bekennender Christen in Bayern (ABC)

■ „Ich bin so frei ... Warum die Ordinationsverpflichtung für die evangelische Lehre unabdingbar ist“

24.06.17

Ort: Diakonie-Gemeinschaft Puschen-dorf (Konferenzstr. 4)

Referent: Pfarrer Dr. Jochen Teuffel

Eintritt frei. Anmeldung erbeten (insbesondere bei Teilnahme am Mittagessen) unter: info@abc-bayern.d

Postvertriebsstück  
Dt. Post AG  
Entgelt bezahlt

### Guterhaltener Talar abzugeben

Schulterbreite 47 cm (Breite am  
Samtsattel), Länge 149 cm  
Anfragen an:  
Hans-Martin Meuß  
Storchenweg 14  
92637 Weiden  
Tel. 0961-32637  
Fax 0961-3817655  
mail: stmichael-weiden-ost@gmx.  
de  
web: www.weiden-stmichael.de

## Letzte Meldung

Chorleiter zu den Tenören:  
„Nun lassen Sie doch mal Ihre  
Männlichkeit raushängen.“

*Diese Begebenheit hat sich - zur  
Beruhigung der geneigten Leser-  
schaft - in einer befreundeten  
Schwesterkirche abgespielt, aber  
... beachte Lutherzitat auf S. 94,  
Spalte 1.*

## Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, Adressänderungen sowie Änderungen ihres Dienstverhältnisses rasch an die Geschäftsstelle weiterzugeben, Adresse siehe unten im Impressum. Vielen Dank für Ihre / eure Mithilfe.

Der Hauptvorstand

## Impressum

**Schriftleitung:** Dr. Christian Weitnauer, Neidertshofener Str. 14, 85049 Ingolstadt, Tel.: 08 41/99 35 19 09, Mail: christianweitnauer@gmx.de

in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Martin Müller (Hof), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Silvia Wagner (Nürnberg), Marita Schiewe (Fürth).

Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang. Den Text finden Sie auch auf der Internetseite [www.pfarrverein-bayern.de](http://www.pfarrverein-bayern.de)

**Redaktionsschluss** ist der 15. des Vormonats.

**Anzeigen und Druck:** Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg o. d. T., Tel.: 09861/400-135, Fax.: 09861/400-154.

### Bezug:

Bezugspreis vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den **Herausgeber:** Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e. V., Corinna Hektor, Geschäftsstelle: Friedrich-List-Str. 5, 86153 Augsburg, Tel.: 08 21/56 97 48-10, Fax: -11, E-Mail: [info@pfarrverein.de](mailto:info@pfarrverein.de)

Adressänderungen - auch von Vereinsmitgliedern - bitte ebenfalls beim Herausgeber melden